



Tiere im Urwald



SKREBITZKI/TSCHAPLINA · TIERE IM URWALD



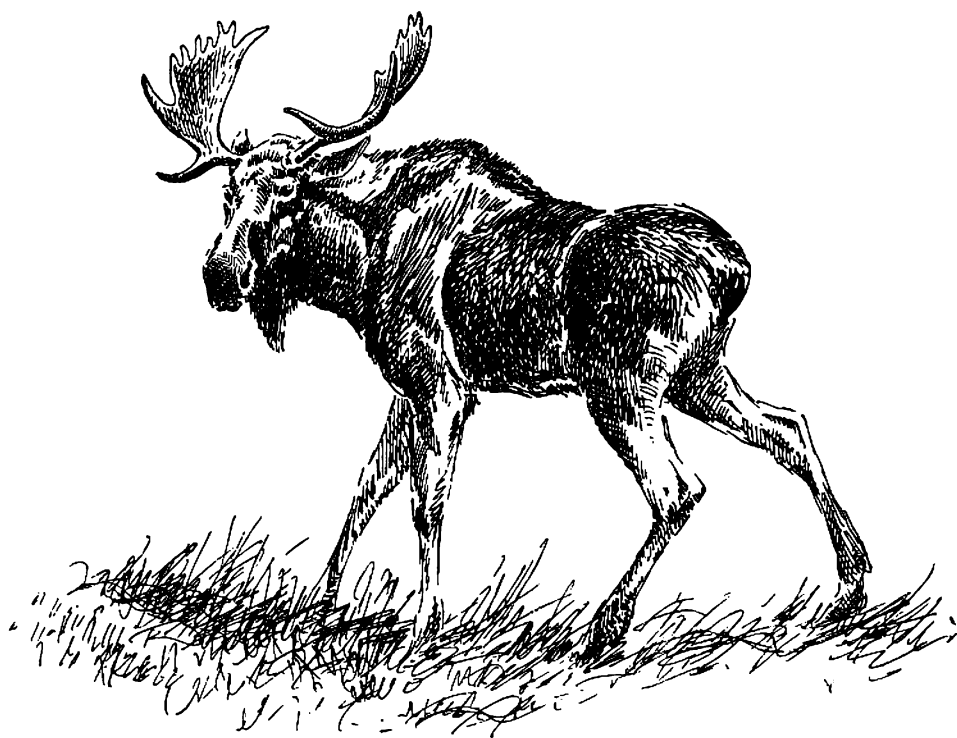
G. Skrebitzki
W. Tschaplina

TIERE IM URWALD

*Erlebnisse
im Naturschutzgebiet
von Belowesh*



DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN



Aus vergangenen Tagen

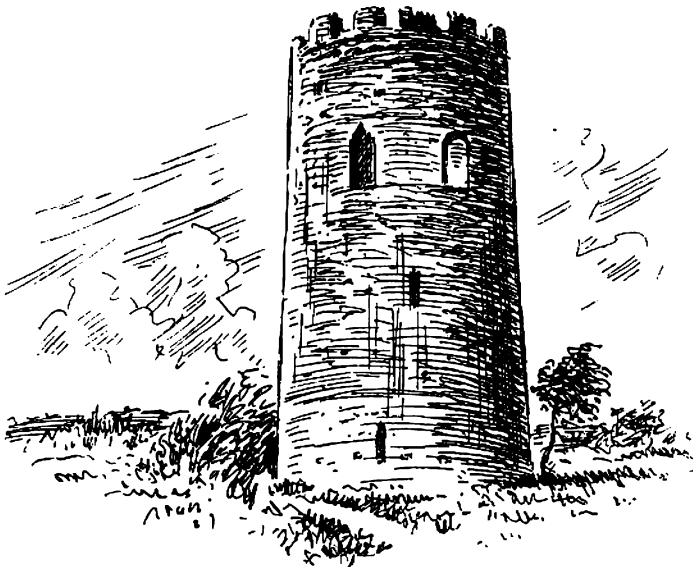
(An Stelle eines Vorwortes)

Im Westen der weiten Sowjetunion, direkt an der Grenze nach Polen, dehnt sich ein riesiges, jahrhundertealtes Waldgebiet: der Urwald von Belowesh. Er erstreckt sich über viele Dutzend Kilometer. Wenn man vom Flugzeug auf den Urwald hinabblickt, sieht man ein endloses grünes Waldmeer. Es verläuft, soweit das Auge reicht, in der Ferne und verschwindet hinter dem Horizont. Die Wälder von Belowesh überraschen durch ihre Erhabenheit und Mannigfaltigkeit. Man trifft auf Fichtenwälder, schattige Mischwaldungen, helle Laubwälder, auf sumpfige erlenbestandene Mulden und Erlengehölze.

Dieser Pflanzenreichtum bietet den verschiedenen Tieren, die den Belowesher Forst bevölkern, das ganze Jahr über reiche Nahrung. Noch vor einigen Jahrhunderten gab es in diesem Urwald die sonst überall ausgestorbenen wilden Pferde, die Tarpane, und die Zierde des Waldes, den stattlichen Auerochsen. Auch riesige Herden von Wisenten, Elchen, Rot- und Schwarzwild und vielen anderen Tieren fanden in diesem unberührten Gebiet eine Zufluchtsstätte.

Die Bezeichnung „Urwald von Belowesh“ entstand Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Die Chronik erzählt, daß Fürst Wladimir Wolynski, verärgert über die wiederholten Verwüstungen der Stadt Brest durch feindliche Überfälle, beschloß, eine neue Stadt an einem weniger gefährdeten Ort zu bauen. Die Wahl fiel auf eine Stelle am Zusammenfluß der beiden Flüsse Lesna und Belaja. Von hier aus dehnen sich dichte, jahrhundertealte Wälder weit nach allen Seiten hin aus.



Die neugegründete Stadt wurde Kamenetz genannt. Den damaligen Zeitumständen entsprechend, wurde unmittelbar bei der Stadt, auf einem hohen Hügel, ein Wachturm errichtet und mit weißer Farbe gestrichen.

Von diesem Weißen Turm (belaja wesha) erhielt der Wald seinen Namen. Der Turm ist bis auf den heutigen Tag erhalten. Er ist sehr hoch – mehr als dreißig Meter –, hat drei Stockwerke und viele Keller, von denen Gänge zu den beiden Flüssen durchgebrochen wurden. Der obere Turmrand hat Schießscharten, und in den dicken Mauern sind Spuren einer Wendeltreppe erhalten, die zu ihnen hinaufführte.

Die Quadersteine, aus denen der Turm erbaut ist, sind so hart, daß man auch heute noch mit ihnen Feuer schlagen kann.

Der Wildreichtum des Urwaldes lenkte schon in alten Zeiten das Interesse der Landesfürsten auf sich. Bereits im zwölften Jahrhundert, bevor noch der Urwald seinen Namen nach dem Weißen Turm erhielt, lebte Wladimir Monomach lange Zeit dort und jagte Auerochsen, Wisente und Hirsche. Wladimir Monomach war ein ausgezeichnete Jäger. Er betrachtete die Jagd nicht nur als Vergnügen, sondern als Arbeit, wie sie ein wahrhafter Krieger brauchte. Denn auf der Jagd lernte der Mensch, die Waffen zu handhaben, Entbehrungen zu ertragen und Gefahren kühn ins Auge zu sehen. Für den Jäger der damaligen Zeit mit seinen einfachen Waffen war jedes größere wilde Tier, Auerochse, Wisent, Bär oder Keiler, ein gefährlicher Gegner.

Im vierzehnten Jahrhundert ging das Gebiet des Urwaldes an die Litauer über. Unter den litauischen Herrschern jener Zeit war Jagello ein hervorragender Jäger. Seine größte Leidenschaft war die Jagd, und so verbrachte er stets die gesamten Herbstmonate im Urwald. Auch Jagello sah in der Jagd nicht nur ein Vergnügen, sondern eine sehr nützliche Beschäftigung für einen Krieger. Im Herbst des

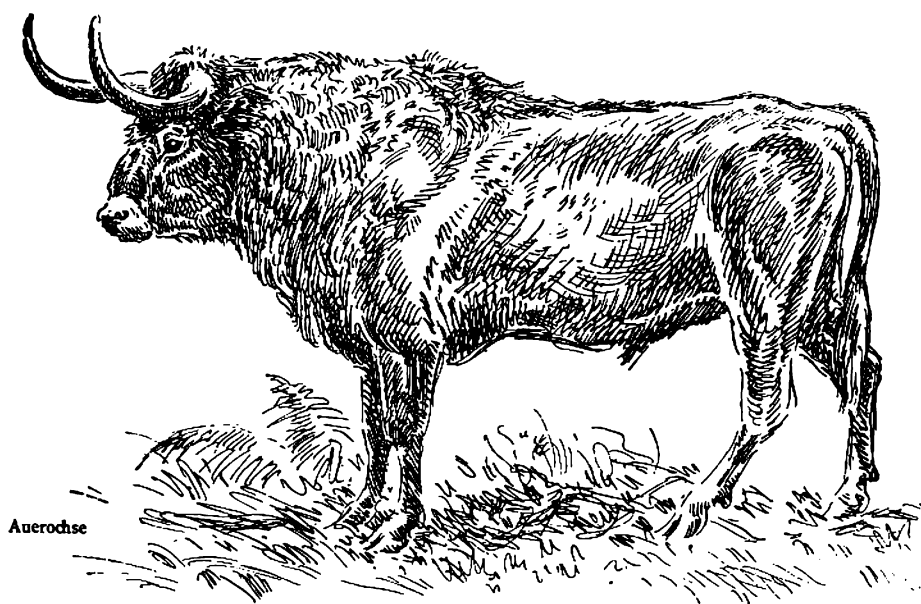
Jahres 1409, vor dem Beginn des polnisch-litauischen Feldzugs gegen die deutschen Ordensritter, die immer von neuem versuchten, weiter in litauisches Gebiet vorzudringen, zog Jagello in Begleitung zahlreicher Jägerabteilungen in den Urwald, um Wildfleisch für sein hunderttausend Mann starkes Heer zu erbeuten. Den Herbst und Winter über jagten sie Großwild: Auerochsen, Wisente, Hirsche, Elche und Sauen. Außer den Tieren, die sie ihres Fleisches wegen erlegten, fingen sie im Urwald wilde Pferde, die Tarpane. Das waren kleine, stämmige Pferdchen von graubrauner Farbe, die sich durch Widerstandsfähigkeit und schnellen Lauf auszeichneten.

Die eingefangenen Pferde, die man als Ergänzung für die litauische Reiterei brauchte, wurden an Ort und Stelle eilig von den unerschrockenen Reitern zugeritten.

Seit Jagellos Zeiten, vielleicht auch schon früher, wurde der Urwald zum Jagdgebiet der Fürsten, während dem einfachen Volk das Jagen streng verboten wurde. Auch die Nachkommen Jagellos, die polnischen Könige, veranstalteten in den Wäldern von Belowesh große Jagden, deren Charakter sich jedoch von dem der früheren stark unterschied. Die Jagd bedeutete jetzt keine ernste Angelegenheit mehr zur Beschaffung von Verpflegung für das Heer, sondern sie wurde ein Luxus – ein kostspieliges Vergnügen der Könige.

Für die königlichen Jagden wurde am Ufer der Narewka sogar ein geräumiges Jagdhaus mit Seitenflügeln erbaut, in dem der König nach der Jagd mit seinem großen Gefolge zechte. Um das Erlegen der Tiere zu erleichtern, wurde im Belowesher Forst ein besonderer Wildpark eingerichtet. Er umfaßte ein großes Stück des Waldes und war von einem starken Gatter umgeben.

Lange bevor der König zur Jagd eintraf, fingen Jagdkommandos das Großwild im Urwald mit Netzen und trieben es in diesen Wildpark. Bei Jagdbeginn wurden die dort befindlichen Tiere in einen noch enger umgrenzten Waldabschnitt getrieben, der mit einer dauer-



haften Umzäunung eingefriedet war. Aus dieser Koppel gab es nur einen Ausgang in Form eines engen Korridors, und daneben erhob sich eine königliche Prunklaube.

Nach der Ankunft richtete sich der König mit seiner Familie und dem Gefolge in der Laube ein, und dann begann die Jagd. Der Durchgang aus der Koppel in den Korridor wurde geöffnet, und die Treiber begannen die Tiere hineinzutreiben. Die erschreckten Tiere sprangen aus der Umzäunung und jagten durch den Korridor an der königlichen Laube vorbei, wo sie unweigerlich in die Schußlinie gerieten. Auf einer einzigen dieser Jagden, im Jahre 1752, wurden zweiundvierzig Wisente und viele andere Tiere getötet. Zum Andenken an dieses Gemetzel wurde sogar ein Obelisk aus weißem Stein aufgestellt, auf dem die Ergebnisse der königlichen Jagd eingraviert waren.

So jagten die polnischen Könige, indem sie die wertvollsten Tiere des Urwaldes schonungslos ausrotteten, denn an der Erhaltung des

kostbaren Wildbestandes war ihnen überhaupt nichts gelegen. Auerochsen, Wisente und andere wilde Tiere wurden ohne Gnade erlegt. 1627 fiel die letzte Auerkuh diesem Jagdfrevel zum Opfer, und seither gibt es auf der Erdkugel kein einziges dieser außergewöhnlichen Wildrinder mehr, von denen viele Hausrinderrassen abstammen.

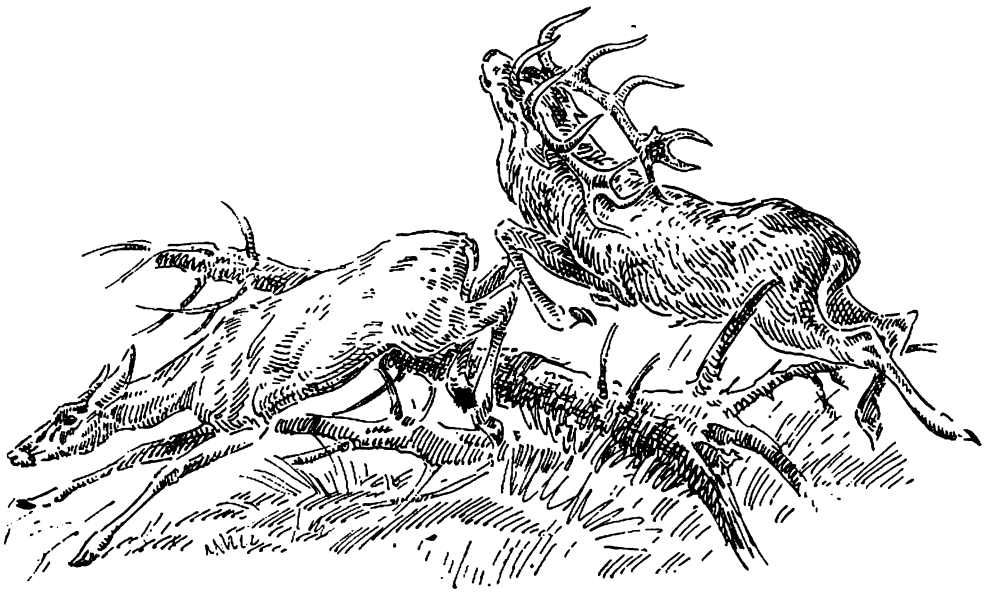
Die Zahl der Wisente nahm ebenfalls mit unheimlicher Geschwindigkeit von Jahr zu Jahr ab. Sehr bald waren sie überall in Polen und Litauen ausgerottet; nur im Urwald von Belowesh blieben sie noch in geringer Anzahl erhalten.

Im Jahre 1794 wurde der Belowesher Wald russisches Gebiet. Die Zarin Katharina II. begann sofort, große Waldparzellen an ihr Gefolge zu verteilen, und trug dadurch wesentlich zur Zerreißung des gesamten Waldmassivs bei.

Die Zarenjagden wurden zuerst nach altem Muster im Wildpark durchgeführt. Später ging man dazu über, sie nicht mehr in eingezäunten Gebieten, sondern direkt im Wald zu veranstalten. Einzelne Waldgebiete wurden von drei Seiten mit Treibern umstellt, während sich auf der vierten Seite die Jäger längs einer Schneise aufstellten. Bei solchen Jagden, die sich im Laufe eines Tages bald in diesem, bald in jenem Teil abspielten, war es nicht mehr möglich, in dem riesigen Wald besondere Lauben für die Schützen aufzustellen; statt dessen wurden an den Schneisen Anstände für die Jäger eingerichtet, Verstecke, die durch Baumzweige getarnt wurden. Das Tier, das vor den Treibern floh, konnte den Jäger in einem solchen Versteck nicht sogleich bemerken und lief oft genau in seine Schußlinie.

Ungeachtet dessen, daß es nur noch sehr wenige Wisente im Belowesher Urwald gab, trachteten die Teilnehmer der Zarenjagden danach, gerade diese seltenen Tiere zu erlegen.

Ganz besonders hatten die Wisente jedoch während des ersten Weltkrieges, von 1914 bis 1918, zu leiden. Die Deutschen hatten



den Urwald vorübergehend erobert und einen Teil der Wisente vernichtet, während die restlichen Tiere eingefangen und nach Deutschland gebracht wurden.

Auf diese Art und Weise waren alle Wisente im Belowesher Urwald bis zum Jahre 1920 ausgerottet worden.

Nach dem Friedensvertrag von Riga, im Jahre 1921, kam der Urwald an Polen.

1929 wurden wieder vier Wisente im Urwald ausgesetzt. Man hatte sie in Deutschland und Schweden gekauft. Sie wurden nicht frei in den Wald gelassen, sondern in einem Gehege untergebracht, wo sie sich wieder zu vermehren begannen.

Im Jahre 1940 ging der Belowesher Urwald in den Besitz der Belorussischen Sozialistischen Sowjetrepublik über und wurde zum staatlichen Naturschutzgebiet erklärt.

Endlich wurde diese historische Stätte Volkseigentum!

In dem Naturschutzgebiet des Belowesher Urwaldes wurden nunmehr jegliche Jagd und der Holzeinschlag streng verboten und das Studium des Pflanzen- und Tierreichtums auf diesem wunderbaren Flecken Natur organisiert.

Dieses Naturschutzgebiet sollte jedoch nur kurze Zeit bestehen. Im Jahre 1941, während des Großen Vaterländischen Krieges, drangen die Deutschen erneut in den Belowesher Urwald ein.

Im Jahre 1944 vertrieben die Truppen der Roten Armee die deutschen Eroberer aus dem Urwald. Im selben Jahre wurde der Belowesher Urwald, nach dem Vertrag mit Polen, in zwei Teile geteilt. Der westliche Teil kam an Polen und der östliche an die Belorussische SSR, wo er wiederum zum staatlichen belorussischen Naturschutzgebiet erklärt wurde.

Welch einen traurigen Anblick boten jedoch die berühmten Belowesher Wälder nach der deutschen Besetzung! Der Wald war an vielen Stellen eingeschlagen, verbrannt, der Tierbestand zum großen Teil vernichtet.

Einige wenige Hirsche, Rehe und Sauen waren im Urwald verblieben, und Wisente gab es nur noch, weil die Angestellten des Naturschutzparkes sie unmittelbar vor dem Eindringen der Deutschen aus der Koppel herausgelassen hatten und die Tiere in den Wald gewechselt waren.

Dafür hatten sich Wölfe und Luchse während der Kriegsjahre im Urwald stark vermehrt, und auch diese Räuber vernichteten wertvolle Tiere.

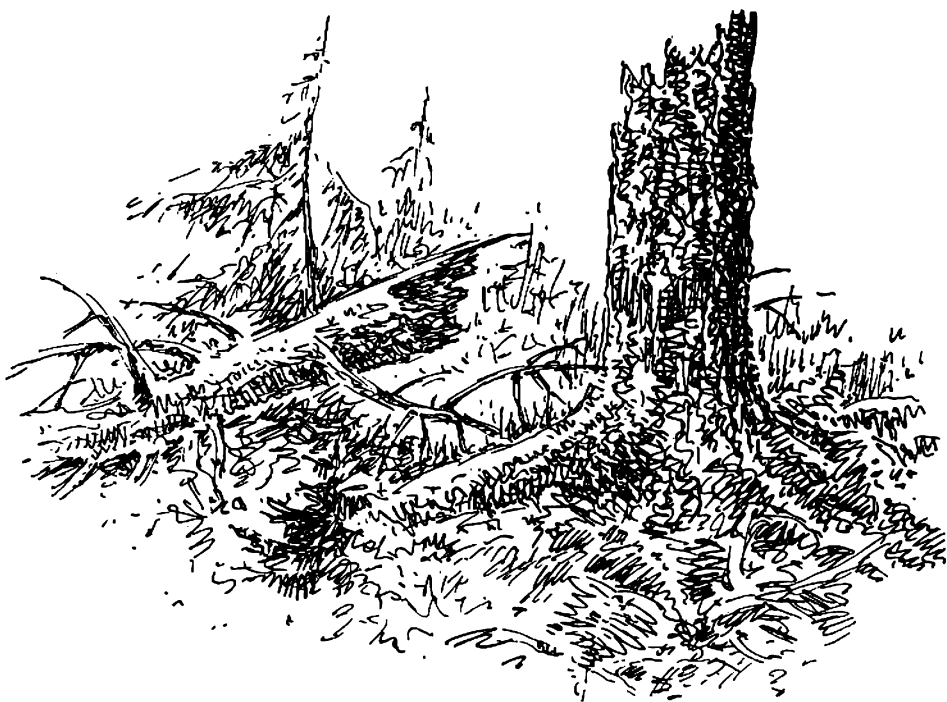
Man mußte sofort Maßnahmen gegen die Raubtiere und zur Fütterung der Wisente, Hirsche, Rehe und des Schwarzwildes ergreifen, man mußte überhaupt sofort mit dem Wiederaufbau des völlig ruinierten, einst so reichen Naturschutzgebietes beginnen.

Die Mitarbeiter des Naturschutzgebietes ließen sich durch den schlimmen Zustand des Urwaldes nicht entmutigen. Einmütig gingen sie von neuem frisch ans Werk. Sie begannen mit der Säuberung des Waldes und der Schneisen, dem Wegräumen des toten, trockenen Holzes und dem Anpflanzen neuer, junger Schonungen auf den Kahlschlagflächen. Die Waldabsperren wurden ausgebessert,

Heu, Birkenruten und Wurzelgewächse als Wintervorrat für die Tiere gesammelt und Kober und Raufen instand gesetzt. Mit Eintritt des Winters begann die Fütterung der wertvollen Tiere und die Vernichtung von Wölfen und Luchsen.

So vergingen ein bis zwei Jahre, und der Urwald begann sich wieder zu beleben. Wie eine dichte, grüne Bürste sproß der junge Wald auf den Kahlschlägen und den Brandplätzen hervor, die Vögel begannen wieder zu singen, und durch das Dickicht der Sträucher sprangen flinke Rehe und Hirschkalber.

Der Urwald ist wieder lebendig geworden, und nur noch hier und dort zeugen verbrannte Stämme hundertjähriger Baumriesen, verfallene Erdbunker und Schützengräben von den vergangenen, schrecklichen Tagen.





Ankunft

Wir hatten vieles über diese wundervollen historischen Wälder gehört und gelesen, und schon lange hegten wir den Wunsch, dort zu sein und mit eigenen Augen den berühmten Weißen Turm zu sehen, über die Schneisen durch den jahrhundertealten Wald zu streifen und, was die Hauptsache war, die Wisente in ihrer Heimat, in ihrer ureigenen, natürlichen Umgebung zu beobachten.

Im Sommer 1947 wurde unser langgehegter Traum endlich Wirklichkeit, und wir machten uns auf den Weg in den Belowesher Urwald.

Von Brest bis zu der Siedlung Kamenjuki, wo der Urwald beginnt und wo sich die Verwaltung des Naturschutzgebietes befindet, sind es siebenzig Kilometer. Das Auto fuhr schnell über die glatte Chaussee. Zu beiden Seiten waren Felder und Waldstreifen zu sehen und hin und wieder kleine Ortschaften, in deren Nähe wir überall langbeinigen weißen Störchen begegneten. Sie spazierten gewichtig auf

den Wiesen und Weiden umher oder standen auf den Häusern-
dächern neben ihren riesigen Nestern.

Hinter einer Wegbiegung wurde ein kleines Städtchen sichtbar. In seiner Mitte erhob sich auf einem Hügel ein runder Steinturm, der von weitem einem sehr dicken Schornstein mit gezackten Rändern glich. „Da haben wir unser Kamenetz, und dort ist auch der Weiße Turm“, sagte der Chauffeur und wies auf den Turm.

Neugierig und mit unwillkürlicher Hochachtung sahen wir auf diesen alten Koloß, den Zeugen längst vergangener Jahrhunderte. Einst rauschten rings um den Weißen Turm die unberührten Wälder des Urwaldes, und von seinen Zinnen beobachteten die Wachposten scharf, ob sich nicht irgendwo feindliche Abteilungen zeigten.

Heute breiten sich über Dutzende von Kilometern umgebrochene Felder aus, und erst weit in der Ferne sieht man den blauen Streifen der Belowesher Wälder am Horizont.

Nachdem wir Kamenetz hinter uns gelassen hatten, fuhren wir nach etwa zwölf Kilometern in die Ortschaft Kamenjuki ein. An ihrem äußersten Ende lag am Ufer eines kleinen Fließchens ein altes Gehöft. Dort stand, inmitten von Fliedersträuchern, ein großes efeu-umranktes Holzhaus mit Säulen und einer Veranda; hier befand sich die Verwaltung des Naturschutzgebietes. Jenseits des Fließchens erstreckten sich nach rechts und links die Wälder des Belowesher Forstes.

Wir wurden von Nikolai Sergejewitsch, dem Direktor des Naturschutzgebietes, empfangen.

Er war uns von früher her bekannt, als er in anderen Naturschutzgebieten gearbeitet hatte. Nikolai Sergejewitsch war von jeher ein großer Naturfreund gewesen. Er war ein wahrhafter Naturforscher, der ganze Monate im Wald verbrachte, um das Leben der Tiere zu studieren.

Bei Beginn des Großen Vaterländischen Krieges war er an dem entlegenen Petschora-Fluß. Er ging schon in den ersten Tagen an die Front und blieb dort bis zum letzten Tag, dem Tag des Sieges.

Als der Krieg zu Ende war, kehrte Nikolai Sergejewitsch wieder zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schutz und dem Studium der heimatlichen Natur, zurück. Die Aufgabe, die ihm nach Kriegsende zufiel, war nicht leicht: Er sollte die Wald- und Wildwirtschaft des Belowesher Urwaldes wieder aufbauen und besonders die Wisente wieder heranziehen.

Ich brauche nicht zu sagen, wie wir uns freuten, ihn wieder zu begrüßen! Wie viele Jahre hatten wir uns nicht mehr gesehen! Es war für ihn in diesen Jahren offenbar nicht leicht gewesen. Mehr als eine Falte hatte sich um seine Augen gelegt; aber die Augen selbst waren jung und verschmitzt geblieben. Das fiel besonders dann auf, wenn er über die Pläne zum Wiederaufbau des Belowesher Forstes sprach.

„Ja, die Deutschen haben hier einiges angerichtet. Aber trotzdem werden wir bald wieder Wisente und Hirsche heranziehen und ein Museum einrichten. Wir sammeln schon Material dafür. Übrigens, was soll ich da viel erzählen, Sie werden es ja selbst sehen. Aber jetzt kommen Sie erst zu mir; ruhen Sie sich nach der Fahrt ein wenig aus.“

Nikolai Sergejewitsch wohnte im gleichen Gebäude, in dem die Verwaltung des Naturschutzgebietes untergebracht war.

Wir gingen alle zum Haus, das von einem grünen Vorgarten umgeben war. Auf der Treppe begegnete uns eine sehr junge, schlanke und bewegliche Frau, die leichtfüßig die Stufen herunterlief und auf uns zukam.

„Das ist meine Frau, Ljubow Wladimirowna“, stellte Nikolai Sergejewitsch sie uns vor.

Sie nickte uns freundlich zu. „Guten Tag, guten Tag!“



Ljubow hielt in jeder Hand ein Fläschchen mit Milch, und auf jeder Flasche steckte ein Sauger.

„Gehen Sie ins Haus, ich komme sofort. Ich will nur schnell meine Kleinen füttern.“

Ljubow war noch nicht bis zum Vorgarten gekommen, als die Johannisbeersträucher auseinandergebogen wurden und ihr zwei entzückende kleine Rehe daraus entgegensprangen.

„Das sind sie, meine kleinen Kinder!“ Ljubow lächelte.

„Sie sind hungrig geworden und haben Sehnsucht nach ihrer Amme bekommen. Sehen Sie nur, wie hübsch sie sind!“

Die Rehe sahen wirklich sehr hübsch aus: schlank, rotbraun, mit schwarzen Näschen und weißen Tüpfelchen auf dem Rücken und an den Seiten.

Ljubow ging in den Vorgarten, setzte sich auf eine kleine Bank und begann, ihre Pflegekinder zu füttern, indem sie jedem von ihnen den Sauger in die kleine Schnauze steckte. Die jungen Rehe drängten sich an ihre Pflegerin, stießen sich und störten einander beim Saugen. Als die Milch endlich ausgetrunken war, kehrten sie nicht in ihre Sträucher zurück, sondern liefen hinter uns her, direkt in die Zimmer, und es gelang nur mit großer Mühe, sie von dort wieder zu entfernen.

Abends beim Tee erzählte uns Nikolai Sergejewitsch viel über den Belowesher Urwald.

Er sprach mit Begeisterung von der wissenschaftlichen Arbeit, die

in dem Naturschutzgebiet durchgeführt wurde, und zeigte uns Fotografien und Tagebücher über die angestellten Beobachtungen.

„Der Naturschutzpark ist doch nicht ein Ort, an dem die Natur nur erhalten werden soll“, sagte Nikolai Sergejewitsch. „Unsere Aufgabe ist es, aktiv in das Leben der Natur einzugreifen, sie unseren Interessen unterzuordnen. Können wir denn zum Beispiel nicht auf die zahlenmäßige Stärke der wertvollen oder der mehr schädlichen Tiere einwirken? Doch, wir können es. Wir müssen mehr Wisente, Hirsche, Rehe und Schwarzwild heranziehen. Also müssen wir diese Tiere studieren, um ihnen die für sie günstigsten Bedingungen schaffen zu können, müssen sie füttern und die Raubtiere, die sie vernichten, bekämpfen. Wir müssen handeln. Das Naturschutzgebiet ist nicht der Ort für bloße Beobachtungen, sondern in seiner Art ein Laboratorium in der Natur.“

Nikolai Sergejewitsch stand auf, ging an seinen Schreibtisch, nahm einen Packen Briefe heraus und kehrte zurück.

„Sehen Sie, soviel Briefe haben wir in dieser Woche aus anderen Naturschutzgebieten, Forstrevieren und Jagdwirtschaften erhalten! Wir stehen in ständiger Verbindung mit ihnen und tauschen Erfahrungen aus. Denn vor uns allen steht eine gewaltige Aufgabe: Die Natur umzugestalten, neue Wasserreservoirs zu schaffen, in Steppen und Wüsten Wälder anzupflanzen und darin wertvolles Wild anzusiedeln – kurz, die Natur so umzugestalten, daß sie den Menschen nützlich ist.“

Wir hörten Nikolai Sergejewitsch zu und dachten daran, daß diese gigantischen Aufgaben nur bei uns, im Lande des Sozialismus, in die Wirklichkeit umgesetzt werden können.

Noch an diesem Abend lernten wir den leitenden wissenschaftlichen Mitarbeiter des Naturschutzgebietes, Wladimir Fjodorowitsch, kennen.

Wladimir hatte in Moskau an einem Spezialinstitut für Tierzucht studiert und schon lange davon geträumt, in ein Naturschutzgebiet zu fahren und dort zu arbeiten. Die mächtigen, fast unberührten Wälder, die schöne Natur und die großen Möglichkeiten zur wissenschaftlichen und praktischen Arbeit im Belowesher Forst gefielen ihm. Er beabsichtigte, Wisente, Hirsche und Elche im Urwald zu züchten und die Waldflüsse erneut mit den längst vertriebenen Bibern zu besiedeln. Überhaupt versprach die Arbeit im Belowesher Forst einem jungen, erst am Anfang seiner Laufbahn stehenden Angestellten, wie Wladimir es war, große Möglichkeiten.

Im Augenblick führte er eine große Arbeit durch. Er studierte das Leben und die Gewohnheiten der Raubtiere des Belowesher Forstes: die Stellen des Waldes, an denen sie sich aufhalten, wo sie ihre Lager und Nester einrichten, mit welcher Beute sie sich ernähren und womit sie ihre Jungen füttern. Das alles mußte man genau wissen, um die Raubtiere bekämpfen zu können, vor allem die schädlichsten von ihnen, Wölfe, Luchse und Hühnerhabichte.

„In diesem Jahr haben wir uns die Wölfe tüchtig vorgenommen“, sagte er. „Sie haben sich in den Kriegsjahren stark vermehrt. Wir können nicht einmal genau sagen, wieviel Rehe und Hirsche sie eigentlich gerissen haben.“

Wir unterhielten uns lange und gingen erst schlafen, als es schon zu tagen begann.



Erste Bekanntschaft mit dem Urwald

Am anderen Tag standen wir sehr früh auf. Wir konnten es nicht erwarten, den Urwald, die Wisente zu sehen.

Der leitende Forstwart des Urwaldes, Dmitri Petrowitsch, erbot sich, uns zu begleiten und uns den Wald zu zeigen. Man gab uns ein Pferd, schüttete frisches Heu auf das Wagengestell, und dann machten wir uns auf den Weg.

Es war ein schöner, klarer Morgen. Auf dem tauigen Gras lagen

noch lange Schatten. Die Lerchen sangen. Über dem Fließchen verbreitete sich bläulicher Nebel wie die Rauchfahne eines Lagerfeuers.

Wir fuhren über eine kleine Brücke, auf einem Damm durch ein kleines Sumpfgelände und in den Urwald hinein.

Das also war der Belowesher Urwald! Ruhig und majestätisch stand er da. Ringsum riesige, jahrhundertealte Kiefern und Fichten, gerade und fest. Einige von ihnen waren uralte; ihre Stämme neigten sich leicht zur Erde, und ihre lichten, grauen Wipfel berichteten davon, daß sie mehr als ein Jahrhundert überlebt hatten. Wir sprangen während der Fahrt vom Fuhrwerk und liefen zu einem dieser Bäume. Seine knorrigen Äste glichen riesigen, gespreizten Klauen, und seine trockene Borke war vor Alter ganz geborsten. Wir versuchten, den Stamm des Baumes zu umspannen, es ging nicht! Wir mußten Dmitri rufen. Erst als wir uns zu dritt an den Händen gefaßt hatten, gelang es uns mit Mühe, die Kiefer zu umfassen. Dieser alte Riese flößte uns unwillkürlich Hochachtung ein.

Dmitri sah uns an und lächelte.

„Das ist noch gar nichts! Es gibt in unserem Urwald Eichen, die man nur zu fünf umspannen kann. Ein wundervoller Wald! Und nicht umsonst heißt er Urwald. Vor kurzem brach der Sturm eine Kiefer um. Wir wollten aus dem Stamm eine Scheibe heraussägen, um sie im Museum aufzustellen – Sie sehen ja, was hier für Bäume wachsen! –, aber daraus wurde nichts. Wir fingen an zu sägen, aber die Säge schaffte es nicht.“

„Warum schaffte sie es nicht?“

„Der Baum war so dick, daß wir die Säge nach keiner Seite hin bewegen konnten, sie war zu kurz. So mußten wir es lassen. Wir haben viele solcher Alten. Einige sind zweihundert, manche auch drei- und vierhundert Jahre alt.“

„Das ist wirklich viel.“

Wir sahen die uns umstehenden Kiefern und Fichten an und schätzten in Gedanken, wie alt jede von ihnen sein mochte. Hochaufgerichtet standen sie da, einige noch jung und schlank, andere schon älter. Jeder Baum hatte etwas, das ihn von den anderen unterschied, und jeder war in seiner Art schön.

In dem alten, dichten Wald war es still und dämmerig; es roch nach Feuchtigkeit, Pilzen und Harz. Dafür funkelte alles nur so in der Sonne, als wir auf eine Waldlichtung hinausfuhren. Ringsum stand grünes Gras, blühten bunte Blumen, und auf jeder Blüte und jedem Blättchen glitzerten Tautropfchen. Hinter der Lichtung aber begann wieder der düstere, dichte Wald.

Nun führte der Weg einen Berg hinauf, und der Charakter der Waldlandschaft änderte sich von neuem.

Gerade waren wir aus einer echten nördlichen Taiga gekommen, mit Fichten, Kiefern und moosbewachsenem Boden. Nun sahen wir immer häufiger Eichen an Stelle der Fichten. Zuerst nur niedrige, schwächliche; je tiefer es jedoch in den Wald hineinging, desto kräftiger und höher wurden sie. Bald waren die Fichten vollständig verschwunden, dann auch die Kiefern, und wir fuhren in einen grünen Eichenhain. Am Boden wuchs dichtes, saftiges Gras, und oben, über unseren Köpfen, breiteten sich die großen, gezackten Blätter aus. Es kam uns vor, als ob unser kleines Pferd uns in drei bis vier Minuten, wie das Zauberrößlein aus dem Märchen, über tausend Werst (das sind 1067 Kilometer) getragen hätte, aus dem düsteren Norden irgendwohin in den Tulaer Laubwald. Dicht am Wege grüßten uns die vertrauten, weißen Birkenstämme.

Und noch einer anderen Baumart, mit breiten, länglichen Blättern, begegneten wir.

„Das sind Weißbuchen“, sagte Dmitri. Wir fuhren in den Weißbuchenwald hinein. Diese Bäume waren uns völlig unbekannt; denn

in den mittleren Breiten der Union gibt es sie nicht. Wir hielten das Pferd an und drangen zu Fuß tiefer in den Wald ein.

Die schlanken, hohen Bäume breiteten oben ihre dichten Kronen aus und fingen mit ihren grünen Blattflächen gierig die Sonnenstrahlen ein. Unter den Bäumen jedoch war es dämmerig und trostlos. Das dichte Laub der Weißbuche läßt keine Sonne durch, und deshalb gibt es im Weißbuchenwald weder Gras noch Blumen. Nur die vorjährigen Blätter bedecken den Boden, als sei es Herbst.

Als wir weiterfuhren, führte unser Weg eine Anhöhe hinan. Wieder tauchten Kiefern, Eichen und Fichten auf. An einigen Stellen standen sie gemischt, so daß man nicht recht wußte, wo man sich befand: im Norden, im Westen oder im Süden. Wir waren aber doch ganz einfach im Belowesher Urwald! Hier ist das Klima mild, der Boden reich und vielfältig; deshalb wachsen hier die verschiedenartigsten Bäume Seite an Seite.

Bald darauf wechselte der jahrhundertealte Nadelwald wieder mit jungem Unterholz.

„Früher war auch hier alter Baumbestand“, sagte Dmitri, „er wurde aber abgeholzt, als die polnischen Fürsten und Großgrundbesitzer in dem Urwald wirtschafteten. Damals wurde viel Wald vernichtet. Das ist jetzt ganz anders geworden; jetzt bepflanzen wir jede freie Stelle wieder mit Bäumen.“

Dmitri erzählte uns weiter, daß Aufforstungsarbeiten durchgeführt werden, daß der Urwald sorgfältig erhalten wird und daß man Bäume, vor allem sehr alte, schützt. Man kennzeichnet sie, trägt sie in eine Kartei ein und hütet sie vor Beschädigungen.

Wir hörten seinen Bericht mit Freude an; denn wir spürten darin die große Liebe zur heimatlichen Natur.

Wir wollten uns notieren, in welchen Teilen des Urwaldes besonders schutzbedürftige Bäume standen; aber der glatte Weg wurde plötzlich schlecht. Der Wagen begann so zu springen, daß wir nur Krakel

aufs Papier bekamen. Schließlich gaben wir den Versuch auf und sprangen vom Wagen. An Fahren war wirklich nicht mehr zu denken, die Erschütterungen waren fürchterlich. Der Weg war völlig zerfurcht, als wäre er absichtlich aufgewühlt worden.

„Das waren Sauen, die den Weg so zugerichtet haben“, erklärte Dmitri. „Sie kommen nachts auf den Weg heraus und durchwühlen mit ihren Rüsseln die Erde nach Käfern und Regenwürmern; dadurch ist der Weg fast unbefahrbar geworden. Bei uns hält sich sehr viel Schwarzwild im Dickicht auf.“ Dann schlug er vor: „Wollen Sie ihre Badeplätze besichtigen?“

„Natürlich wollen wir!“ erklärten wir freudig. Dmitri band das Pferd an einen Baumstamm und führte uns tief in den Wald hinein. Wir kamen zu einer versumpften Mulde. An den Stellen, an denen der Schlamm noch frisch war, sahen wir Eindrücke von Tieren, die dort gelegen hatten. Das waren die Suhlen, die Badeplätze der Keiler und Bachen. Die Ränder der Badestellen waren glatt, wie abgeschliffen, und das Ganze glich einem tiefen Schlammbad. Hierher kam das Schwarzwild, um sich zu erfrischen und sich im Schlamm zu wälzen. Von den Badeplätzen verliefen die Fährten durch den Schlamm wie ein Pfad bis tief in den Wald hinein. Einige der Fährten waren schon älter, andere hingegen noch ganz frisch. Sie verschwanden vor unseren Augen langsam im Schlamm. Offenbar waren die Sauen gerade vor unserer Ankunft von hier fortgezogen.

„Wie schade, daß wir zu spät gekommen sind!“ sagten wir bedauernd. „Wir hätten sie gern gesehen.“

„Weshalb sollen wir denn zu spät gekommen sein?“ fragte Dmitri. „Wir sind doch zur rechten Zeit gekommen; aber sie haben uns gehört und sind davongegangen. Sauen sind sehr hellhörig und vorsichtig; es ist sehr schwer, an sie heranzukommen.“

Nachdem wir die Suhlen besichtigt hatten, kehrten wir zum Wagen zurück und setzten unsere Fahrt fort. Zuerst fuhren wir auf einem

gewundenen Weg, bogen dann nach rechts ab und kamen auf einen pfeilgeraden Weg, an dessen Seiten sich zwei grüne Waldmauern entlangzogen.

„Das ist der ehemalige Zarenweg“, erklärte uns Dmitri.

„Früher durfte ihn niemand benutzen. Auf diesem Weg fuhren die Zaren zur Jagd. Er führt zum Städtchen Belowesh. Dort war auch das Zarenschloß.“

„Warum ,war‘? Wo ist es jetzt?“

„Die Deutschen haben es gesprengt, als sie aus dem Urwald abzogen. Wenn schon nicht ihnen, dann sollte es auch keinem anderen zufallen.“

Er hörte plötzlich auf zu reden und zog die Zügel scharf an. Das Pferd blieb stehen.

„Da, da sind sie!“ flüsterte Dmitri Petrowitsch.



Eine große, dunkelbraune Bache kam aus den Sträuchern auf den Weg, und hinter ihr sprangen etwa zehn Frischlinge heraus. Sie waren klein, gestreift und sahen dem erwachsenen Muttertier überhaupt nicht ähnlich. Ohne uns zu beachten, überschritt die ganze Familie ruhig den Weg und verschwand im Wald.

„Eine Bache mit Frischlingen . . .“

Kaum hatte Dmitri Petrowitsch diese Worte ausgesprochen, als sich die Sträucher erneut auseinanderbogen und genau vor uns der Keiler erschien. Als er uns erblickte, wandte er sich uns mit einer ruckartigen Bewegung zu und blieb stehen.

Riesig, schwarz und ganz mit Schlamm bedeckt, blieb er einige Zeit unbeweglich stehen und heftete seine winzigen, wilden Augen auf uns. Wie zwei weiße, krumme Messer standen die Hauer drohend aus dem Gebrech hervor.

Wir erstarrten förmlich aus Furcht, uns zu bewegen. Plötzlich begann einer der Frischlinge im Waldesdickicht zu quieken. Der Keiler grunzte drohend und trollte sich dann davon.

Als er schon im Wald verschwunden war, hatten wir uns noch immer nicht gefaßt.

„War der aber kräftig!“ brachte Dmitri endlich heraus.

„Ich fürchtete schon für das Pferd; er hätte es zu Tode reißen können.“

„Und Sie sagten, Schwarzwild sei schreckhaft.“

„Ja, aber wenn sie . . . Nein, war das ein kräftiger Keiler! An die dreihundert Kilogramm schleppt so einer schon mit sich herum.“ Er schüttelte den Kopf und ließ das Pferd anziehen.

An einer Wegkreuzung sahen wir einen Wegweiser mit der Aufschrift „Weg zum Wisentzuchtgebiet“. Wir bogen in diesen Weg ein und fuhren zu den Wisenten.



Bei den Wisenten

Bald tauchte zwischen den Baumstämmen eine kleine Lichtung mit einem kleinen, neuen Häuschen auf, neben dem eine Tafel mit der Aufschrift „Wisentzuchtgebiet“ angebracht war.

Von der Lichtung zog sich ein massiver Balkenzaun in den Wald hinein. Dort leben die Wisente in einem eingezäunten Waldgebiet. Der Leiter des Zuchtgebietes, Maxim Iwanowitsch, war gern bereit, uns seine ungewöhnlichen Zöglinge zu zeigen. Er kletterte über den Zaun und rief uns zu sich.

Ich kann nicht behaupten, daß wir uns ganz sicher fühlten, als wir uns auf der anderen Seite des Zaunes wiederfanden. Wir hatten

schon genug von der Wildheit der Wisente gehört: wie sie es verstehen, sich zu verbergen, um sich dann plötzlich auf ihren Feind zu stürzen.

Vorsichtig und immer bestrebt, keine Geräusche zu verursachen, gingen wir an dem Zaun entlang, der sich weit in den Wald hinein verlor.

Auf einer Lichtung standen Weißbuchen; ihre Rinde war in langen Fetzen heruntergezogen, und die unteren Zweige waren in Manneshöhe vollständig abgenagt.

„Das haben die Wisente vollbracht“, sagte Maxim. „Und das hier ist auch ihr Werk.“

Er zeigte auf einen abgebrochenen Baum, dessen mehr als armstarker Stamm in der Mitte angebrochen und dessen Wipfel zur Erde gebogen und abgefressen war. Wir entdeckten noch weit mehr solcher ganz frisch gebrochenen Bäume und erfuhren, daß der Wisent an den Baum herangeht, ihn mit der Brust zu Boden drückt und seinen ganzen Wipfel abfrißt. Wieviel Kraft muß ein Tier haben, um ganze Baumstämme wie Reisig zu knicken! Im Dickicht des Weißbuchenwaldes bemerkten wir geschaufelte Vertiefungen. Die Erde war ringsherum zertreten, und überall lagen Fetzen von graubrauner, abgefallener Wolle herum. Hier war der Ruheplatz der Wisente. Hierher kamen sie, um sich niederzulegen und im Schatten vor den zudringlichen Insekten Schutz zu suchen.

„Das hier ist die Kuhle von Puginal und diese von Pulja.“

Maxim zeigte uns zwei Vertiefungen. Die Kuhlen wiesen verschiedene Größen auf. „Jeder Wisent hat seinen bestimmten Ruheplatz. Der riesige Puginal legt sich nicht auf den Platz des weiblichen Tieres Pulja, und sie wird ebenfalls niemals sein Lager besetzen.“

Wir begegneten unterwegs mehreren solcher Stellen mit Liegegruben der Wisente. Einige von ihnen waren schon alt und mit Gras bewachsen, andere noch ganz frisch.

Wir gingen immer tiefer in den Wald. Überall stießen wir auf die Spuren der Wisente, bekamen aber die Tiere selbst nicht zu Gesicht. Plötzlich verlangsamte Maxim seinen Schritt. Er blickte bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, und seine Bewegungen wurden noch vorsichtiger. Wir gingen hinter ihm und versuchten, ebenso leise, ja unhörbar aufzutreten wie er.

„Da sind sie!“ sagte Maxim unerwartet.

Wir blieben sofort stehen und versuchten, in das Dunkel des Waldes hineinzusehen; aber, soviel wir auch spähten, wir bemerkten nichts. Vor uns standen vereinzelt Bäume, zwischen denen sich die riesigen Tiere unmöglich versteckt halten konnten.

„Dort liegt einer – neben der Kiefer.“



Wir blickten in die Richtung von Maxims Hand, entdeckten aber nichts als eine vom Sturm herausgezernte Wurzel.

Plötzlich jedoch bewegte sich die „Wurzel“ leicht, und wir erkannten sofort, daß das durchaus keine Wurzel war, sondern Kopf und Rücken eines riesigen liegenden Wisentes. Es war erstaunlich, wie sehr die gebogenen Hörner, der buckelige Nacken und Rücken, die mit graubraunen Wollfetzen behangen waren, in Form und Farbe einem großen, ausgerissenen Baumstumpf glichen.

Nachdem sich unsere Augen gut eingesehen hatten, bemerkten wir auch andere Wisente. Sie hatten uns offenbar schon lange beobachtet. Unbeweglich, wie dunkle Walderscheinungen, waren sie auf ihren Plätzen erstarrt und in der Farbe mit den Baumstämmen eins geworden.

Erst jetzt verstanden wir recht, wie ein so riesiges Tier sogar in einem lichten Wald unbemerkt bleiben kann.

Wir wären gern noch näher herangegangen, um die Wisente besser betrachten zu können; aber Maxim gestattete es nicht.

„Wo denken Sie hin! Wie kann man so etwas tun? Wenn Sie sich nun auf uns stürzten? Vor Wisenten kann man nämlich nicht davonlaufen . . . Wollen Sie mit ansehen, wie sie laufen?“

Maxim ging mit uns weiter in den Wald hinein und führte uns hinter eine dicke, alte Eiche.

„Bleiben Sie hier stehen; ich werde von der anderen Seite herangehen und die Wisente erschrecken.“

Er ging. Ringsumher war es still, nur etwas entfernt klopfte ein Specht an einen trockenen Baumstamm.

Plötzlich erklang in dem stillen Wald ein kurzer, scharfer Pfiff, und gleich darauf hörten wir es stampfen und knacken.

Wir drückten uns unwillkürlich fester an den Baumstamm. Die zottigen Waldungeheuer liefen, Sträucher und Äste niederbrechend, gerade auf uns zu.

Voran rannte, mit gesenktem Kopf, ein großer Stier, dem die übrigen Wisente folgten.

Mit dröhnendem Getrampel und Knacken jagten sie an uns vorbei, blieben nach etwa zweihundert Metern ruckartig stehen und standen wie angewurzelt.

Wieder wurde es vollkommen still im Wald, so daß wir sogar das Piepsen mehrerer kleiner Vögel in den Ästen über unseren Köpfen hören konnten. Die Wisente standen aber immer noch unbeweglich wie Statuen.

„Nun, haben Sie sie gesehen?“ fragte Maxim, als er zurückkam.

„So können sie laufen; sie fegen wie ein Orkan durch den Wald. Es sind große, aber vorsichtige Tiere; sie lassen sich nicht umgehen.“

Recht leise gingen wir wieder am Zaun entlang zurück, um die Wisente nicht zu beunruhigen. Sie waren schon weit zurückgeblieben; dennoch sah sich Maxim oft beunruhigt um.

„Was suchen Sie denn immerzu?“ fragten wir.

„Ich muß aufpassen, daß die Wisente sich nicht an uns heranschleichen — sie haben so eine Art . . .“

Das schien uns recht unwahrscheinlich. Wie konnte sich ein solches Riesentier ungehört heranschleichen? Wir mußten unwillkürlich daran denken, wie die Wisente gerade an uns vorbeigestürmt waren, daß der ganze Wald krachte; und dann sollten sie sich plötzlich heranschleichen?

Wir waren schon weit von der Stelle fort, an der wir die Wisente verlassen hatten, und lachten über Maxims Befürchtungen. Plötzlich flog seitlich von uns ein Haselhuhn geräuschvoll auf. Wir sahen uns um . . . Einige zwanzig Schritt hinter uns standen mit vorgestreckten Hälsen und vor Aufregung geblähten Nüstern die Wisente.

„Laufen Sie!“ schrie Maxim.



Wir stürzten alle drei auf den Zaun zu. Wie gut, daß wir schon so nahe daran waren und uns im Nu auf die andere Seite schwingen konnten! Sonst wäre es uns schlecht ergangen.

Den Rest des Weges führte uns Maxim jenseits des Zaunes; trotzdem folgten uns die Wisente noch lange nach, böse schnaufend und fauchend, bis sie schließlich die Verfolgung aufgaben.

Wir kehrten zu dem Waldhüterhäuschen zurück. Dort erwartete uns schon Nikolai Sergejewitsch, und neben ihm stand ein großes, gebräuntes Mädchen. Es trug Pumphosen und eine weiße Bluse, die ihre Bräune besonders stark hervorhob.

„Das ist meine Gehilfin bei der Arbeit mit den Wisenten“, stellte Nikolai Sergejewitsch vor. „Sie wird Ihnen viel Interessantes darüber erzählen.“

Marjana, wie das Mädchen von allen gerufen wurde, lächelte freundlich und begrüßte uns. Sie war Studentin im dritten Semester, war zum Praktikum in den Belowesher Urwald gekommen und arbeitete nun mit den Wisenten. Marjana führte uns in das Waldhüterhäuschen. Dort standen in einem kleinen Zimmerchen ein ordentlich gemachtes Bett, ein Tisch und zwei Schemel. An den Wänden hingen Fotos von Wisenten und daneben lange Rindenstücke. Wir maßen eines der Stücke. Es war sehr lang – fast vier Meter.

„Wie haben denn die Wisente ein so langes Stück abgerissen?“ fragten wir erstaunt.

„Sehr einfach“, antwortete Marjana. „Ich habe es selbst oft mit angesehen. Der Wisent geht an eine Weißbuche heran, ergreift mit den Zähnen die Rinde am unteren Ende des Baumes und zieht sie an sich; dabei löst sie sich als Fetzen nach oben am Baum entlang, der Wisent reißt sie ab und frißt sie. Manchmal findet man auf einem Gang durch den Wald die Rinde an jungen Weißbuchen bis fast an die Zweige heran abgezogen; das bedeutet, daß Wisente sie abgefressen haben. Sie benagen auch Tannenrinde. Sie lösen sie mit den Hörnern ab, zerfasern sie und benagen sie dann; denn Tannenrinde läßt sich nicht so leicht abziehen wie Weißbuchenrinde.“

Marjana holte ein Album mit getrockneten Pflanzen. Auf den ersten Seiten waren Blätter von Weiden, Ahorn, Weißbuchen, Ebereschen und vielen anderen Bäumen. Dann folgten verschiedene Gräser, unter anderem auch das Timotheusgras, Maiglöckchen und vieles andere.

Darunter war auch ein uns völlig unbekanntes langes, schmales Gras, einem Riedgras ähnlich, von dem ein starker würziger Duft aus-

strömte. Es wird hier Wisentgras genannt, weil die Wisente es sehr gern fressen.

Marjana zeigte uns noch viele andere Gräser und erzählte, wo sie wachsen und wie sie heißen. Sie hatte alle Pflanzen gesammelt, die die Wisente fressen.

Nachdem wir uns das Album angesehen hatten, legte Marjana es auf den Tisch, auf dem ein dickes Heft mit der Aufschrift „Tagebuch über die Beobachtungen an den Wisenten“ und die Zeitschrift „Kunst“ lagen. Wir erfuhren, daß Marjana in Moskau häufig Theater, Konzerte und Museen besuchte.

„Nach Moskau ist es Ihnen wahrscheinlich langweilig, hier im Wald zu leben?“ fragten wir.

„Wie können Sie so etwas denken?“ Marjana hob abwehrend die Hände. „Kann man sich denn hier langweilen? Sehen Sie doch die Natur ringsumher! Außerdem bleibt gar keine Zeit für Langeweile.“ Marjana sah auf die Uhr und rief: „Sehen Sie, beinahe wäre ich zu spät gekommen! Gleich kommen die Wisente zur Fütterung, und ich habe das Futter noch nicht einmal sortiert. Nikolai Sergejewitsch hat gesagt, wir müßten noch einmal überprüfen, an welchen Baumsorten die Wisente am liebsten nagen. Wollen Sie zusehen?“

Marjana nahm das Tagebuch vom Tisch, und wir verließen zusammen das Häuschen.

Dicht am Zaun standen große, in die Erde eingegrabene Futterraufen, über denen hohe Gerüste aufgeführt waren. Um Heu in die Raufen zu legen, brauchte man nicht in das Wisentgehege zu gehen, sondern es genügte, über eine Leiter auf das Gerüst zu steigen. Wir erfuhren, daß sich die Wisente nicht nur, wie wilde Tiere, weit entfernt von den Menschen im Wald aufhalten, sondern daß sie auch zu bestimmten Stunden aus dem Wald herauskommen und zu den Raufen gehen, um dort ihr zusätzliches Futter zu fressen.

Die Wisente kennen ihre Fütterungszeiten genau, spüren, wann die

Zeit herankommt, und erscheinen im allgemeinen von selbst. Wenn sie sich aus irgendeinem Grund verspäten, werden sie gerufen.

„Sie werden gerufen?“ Wir wunderten uns bei der Vorstellung, daß man einen Wisent rufen kann.

In diesem Augenblick kam der Oberaufseher aus dem Waldhüterhäuschen. In der einen Hand hielt er einen leeren Eimer, in der anderen einen Stock.

„Hopp, hopp, hopp!“ hallte seine Stimme, von Schlägen gegen den Eimer begleitet, weit durch den Wald.

„Oh, Onkel Marten, warten Sie, sonst schaffe ich es nicht, die Zweige auszulegen!“ bat Marjana flehentlich.

Marjana war wirklich noch nicht fertig damit, als im Wald ein Lärmen begann; es krachte und knackte, und wir erblickten nach einiger Zeit die auf die Raufen zulaufenden Wisente. Diesmal liefen sie jedoch nicht so rasch wie vorher, als sie durch Maxims Pfiff aufgeschreckt worden waren. Jetzt trabten sie langsam.

Die Wisente liefen zu den Zweigen und begannen zu fressen.

Sie fingen bei den Weidenzweigen an und gingen dann zu Esche, Eberesche, Ahorn, Weißbuche über. Das geringste Interesse zeigten sie für Birken- und Espenzweige.

„Sehen Sie“, sagte Marjana, „sie beginnen immer mit den Weiden. Als wir die Zählung der abgefressenen Bäume durchführten, stellten wir fest, daß sie im Wald nach der gleichen Reihenfolge vorgegangen sind.“

Wir standen auf der anderen Seite des Zaunes und beobachteten die Wisente aus nächster Nähe; diese zeigten jedoch keinerlei Unruhe. An den Futterraufen schien es, als wären das gar nicht die wilden Waldtiere, die wir kurz vorher gesehen hatten, sondern Haustiere. Am liebsten wären wir zu ihnen gegangen, um sie zu streicheln. Aber nicht einmal die alten, erfahrenen Angestellten des Zuchtgebietes riskierten es, an die Wisente heranzugehen. Die Gutmütig-



keit der Wisente ist nur scheinbar; davon sollten wir uns auf der Stelle überzeugen. Wir standen am Zaun und wandten uns von den Wisenten ab, um zu sehen, wie neues Heu an die Koppel herangeschleppt wurde.

„Vorsicht!“ schrie plötzlich Maxim, der gerade Zweige herbeitrug. Im gleichen Augenblick hörten wir hinter uns einen dumpfen Stoß, und der Zaun krachte.

Wir sprangen zur Seite und drehten uns um: Pulja wollte uns mit ihren Hörnern aufspießen. Sie stand böse schnaufend am Zaun und wühlte mit ihrem Huf die Erde auf.

Neben Pulja trottete ein kleines Kälbchen; es rupfte bald ein wenig Gras ab, bald drängte es sich an das Muttertier und störte es beim Fressen.

Nikolai Sergejewitsch erzählte uns, daß dieses Wisentkalb erst Anfang November des letzten Jahres geboren war. Es war ein trüber, regnerischer und kalter Herbst gewesen. Die Angestellten des Zucht-

gebietes vermuteten, daß das Tier trächtig wäre; aber wann es kalben sollte, wußte niemand genau.

Eines Tages kamen die Wisente ohne Pulja zur Fütterung und benahmen sich etwas eigenartig. Im allgemeinen fressen sie langsam, ruhen sich einige Zeit aus und ziehen dann erst wieder in den Wald. An diesem Tag beeilten sich die Wisente sichtlich, waren aufgeregt und zogen sogar fort, ohne ihr Futter aufgefressen zu haben.

Die Mitarbeiter waren beunruhigt. Was war mit Pulja geschehen? Sie gingen sie suchen, fanden sie jedoch nicht so bald. Pulja stand mitten im Dickicht eines jungen Weißbuchenwaldes, abseits von den übrigen Wisenten.

Nachdem die Mitarbeiter sich überzeugt hatten, daß dem Tier nichts geschehen war, kehrten sie in die Aufseherhütte zurück.

Am folgenden Tag wiederholte sich bei der Fütterung das gleiche. Pulja kam nicht, und die anderen Wisente kamen einzeln, fraßen in aller Eile und kehrten sofort in den Wald zurück.

Am nächsten Morgen machten sich die Mitarbeiter erneut auf die Suche nach Pulja. Es war an diesem Tag besonders kalt, es regnete und schneite durcheinander, und ein durchdringender Wind blies.

Sie fanden die Wisente in einem Weißbuchengehölz mit gesenkten Köpfen vor dem weiblichen Tier stehend, als ob sie etwas auf der Erde aufmerksam betrachteten oder beschnüffelten. Aus ihren Nüstern strömte warmer Dampf. Es schien, als wollten die Wisente irgend jemanden mit ihrem Atem erwärmen. Pulja sah sich unruhig nach allen Seiten um und verjagte wütend diejenigen, die zu dicht an sie herankamen. Die Wisente machten ihr gehorsam Platz, gingen aber nicht fort, sondern langten immer mit ihren Mäulern nach etwas, das an der Erde lag.

Die Mitarbeiter errieten, was geschehen war. Nicht eine Krankheit des Tieres hatte das friedliche Leben der Herde gestört; etwas ganz

anderes, ein freudiges Ereignis war eingetreten: In der Wisentfamilie war ein neues Familienmitglied, ein kleines Wisentkalb, erschienen, und das hatte die Wisente so in Aufregung versetzt.

Das neugeborene Wisentkalb war mausfarben, kraushaarig und flaumig. Schon nach einigen Stunden stellte es sich auf seine schwachen Läufe und versuchte zu gehen.

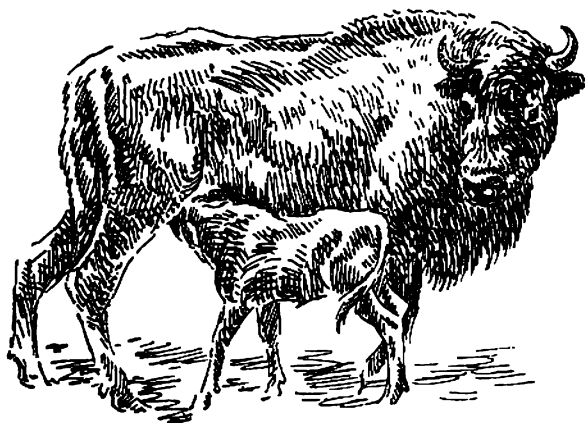
Kaum hatte das Wisentkalb begonnen, sich auch nur etwas zu bewegen, folgten ihm schon die Wisente.

Das Kalb ging sehr langsam und legte sich jeden Augenblick wieder hin, so daß die Wisente an einem Tag nur etwa hundert Meter vorwärts kamen.

Am nächsten Tag schafften die Wisente ein wenig mehr. Aber nun ging das Kalb schon nicht mehr aufs Geratewohl hin und her, sondern es wurde vom Muttertier selbst geführt. Pulja stieß es sanft mit ihrem Maul an und lenkte es so in die Richtung des Waldhüterhäuschens. Die diensthabenden Mitarbeiter beobachteten die Bewegung der Wisente unablässig.

„Sie kommen, sie kommen!“ erklang es im Zuchtgebiet.

Wirklich, ein seltsamer Zug kam aus dem Wald. Voran ging, auf seinen schwachen Beinchen noch schwankend, das Kalb; ihm folgte,



es mit dem Maul sacht anstoßend, Pulja, und hinter dieser traten artig die übrigen Wisente hervor.

Als die hungrig gewordenen Wisente an die Raufen gelangt waren, begannen sie mit Appetit ihre Mahlzeit, nur Pulja fraß schlecht, sie war ständig um ihr Junges besorgt.

An dem kleinen Wisentkalb wurden die sorgfältigsten Beobachtungen angestellt. Man mußte feststellen, wie es wuchs, sich entwickelte, in welchem Alter es begann, Nahrung zu sich zu nehmen, und welche Nahrung zuerst. Das alles war sehr schwer zu beobachten, weil Pulja keinen Menschen dicht an ihr Junges heranließ, sondern sich sofort auf ihn stürzte. Wenn das Wisentkalb an den Zaun heranging, verstellte sie ihm den Weg oder stieß es fort.

In der ersten Zeit hielt sich das Kleine bei dem Muttertier auf und saugte oft an ihm; aber nach zehn bis fünfzehn Tagen begann es schon, Weiden- und Ahornblätter zu kauen.

Es versuchte sogar, ein kleines Bäumchen unter sich zu zerdrücken. Es bog das Bäumchen nach unten, aber das kitzelte ihm mit seinen Zweigen den Bauch. Das Kalb wußte nicht, was es tun sollte: Es stampfte auf der Stelle und hatte ein verdutztes, dummes Gesichtchen. Dann schüttelte es den Kopf, stellte den Schwanz empor und lief um die Mutter herum.

Das Wisentkalb entwickelte sich sehr gut. In der vierten Woche erkannte man es kaum wieder. Es wuchs kräftig und veränderte sich: Die flaumig-lockige Wolle vertauschte es mit glatterer, und auf dem Rücken erschien ein kleiner Buckel.

Jetzt fraß es schon Gras, Blätter und junge Baumtriebe.

Das Wisentkalb war sehr übermütig, neckte beständig seine Mutter und versuchte sogar manchmal, mit dem riesigen Puginal zu kämpfen. Puginal stand wie ein Felsen, senkte sein mächtiges Haupt, das Wisentkalb stemmte sich mit seiner kleineren Stirn gegen dessen breite Stirn und versuchte unter größten Anstrengungen, den Riesen

vom Fleck zu schieben. Puginal aber beachtete es überhaupt nicht: stand nur und rupfte Gras.

„Da wächst ein gutes Wisentkalb heran, gesund und stark! Das ist immerhin der Erstling in unserem Naturschutzgebiet. In diesem Jahr erwarten wir wieder Zuwachs“, sagte Nikolai Sergejewitsch. „Es wäre gut, wenn ein weibliches Kalb geboren würde!“ fügte er lächelnd hinzu.

Während wir Nikolais Erzählung anhörten, standen wir an der Koppel und sahen uns die Wisente an.

Nachdem sie sich an Zweigen und Hafer satt gefressen hatten, legten sie sich dicht am Zaun nieder und begannen wiederzukäuen. Nur das Kalb strich unentwegt um die Mutter herum und versuchte mit ihr zu spielen.

Puginal legte sich am dichtesten an den Zaun. Er wärmte sich in der Sonne und wollte offenbar ein Schläfchen halten. Daran hinderten ihn jedoch die Mücken und Schnaken. Eine ganze Wolke umkreiste das Maul des Wisents. Sie krochen ihm in die Augen, in die Nüstern, ja in die Ohren.

„Sie werden ständig von den Schnaken belästigt“, sagte Marjana, als sie zu uns kam. „Was tun die Armen nicht alles, um sie loszuwerden! Sie wälzen sich im Staube, reiben sich an Bäumen oder gehen in das äußerste Dickicht und kriechen so durch das Gebüsch, daß sie sich mit den Zweigen wie mit einem Kamm kämmen.“

Wir blickten auf Puginal. Er schüttelte sein zottiges Haupt, schlug mit dem Schwanz und versuchte auf alle mögliche Art und Weise, die aufdringlichen Insekten zu verjagen. Es half alles nichts.

Plötzlich flogen zwei graue Bachstelzen zu ihm heran. Sie setzten sich direkt vor sein Maul und liefen mit wippenden Schwänzen auf dem Boden umher. Puginal hörte sofort auf, seinen Kopf zu schütteln, und neigte ihn. Im Verhältnis zu diesen kleinen Vögeln war er groß wie ein Berg; aber die winzigen Bachstelzen fürchteten ihn

überhaupt nicht. Sie hüpfen bis an das Maul des Waldungetüms und pickten ihm die Mücken und Schnaken von Nase, Lippen und Ohren.

„Jetzt sind die Retter der Wisente gekommen!“ Marjana zeigte lachend auf die kleinen Vögel. „In wenigen Augenblicken haben sie ihnen sämtliche Schnaken abgesammelt. Wissen Sie, sie haben sich hier sogar ein kleines Nest gebaut, dort in jenem Häuschen! Sie haben drei niedliche Junge, die schon mit kleinen Federn bedeckt sind. Früher saß der Wärter bei schlechtem Wetter in dem Häuschen. Seit sich aber die Bachstelzen darin niedergelassen haben, läßt Onkel Marten niemanden mehr hinein. Er sagte: ‚Dieser Vogel ist uns nützlich, also soll er auch ohne Störung leben.‘ Und für den Wärter schlug er ein neues Häuschen auf.“

Vorsichtig, um die Bachstelzen nicht zu erschrecken, sahen wir uns mit Marjana zusammen ihr Nest an. Dann verabschiedeten wir uns von den Mitarbeitern des Wisentzuchtgebietes und fuhren zur Verwaltung des Naturschutzgebietes zurück.





Zahme Tiere im Naturschutzgebiet

Außer den Wisenten lernten wir auch noch andere Tiere kennen, die sich in dem Gehöft des Naturschutzparkes befanden.

Gerade zur Zeit unserer Ankunft im Naturschutzgebiet waren die Vorbereitungen zu den Aufnahmen eines großen Filmes „Der Belowesher Urwald“ im Gange.

In diesem Film sollten die Belowesher Wälder und ihre wilden Bewohner gezeigt werden.

Wilde Tiere in der Natur aufzunehmen, ist sehr schwer. Man verliert viel Zeit, ehe man sie in geeigneter Umgebung und bei hellem Sonnenlicht aufgespürt hat.

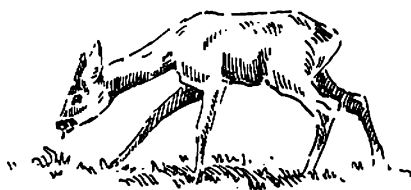
Um die Filmaufnahmen zu erleichtern, hatte Nikolai Sergejewitsch beschlossen, verschiedene Tiere, die es im Urwald gab, für die Aufnahmen besonders aufzuziehen und zutraulich zu machen.

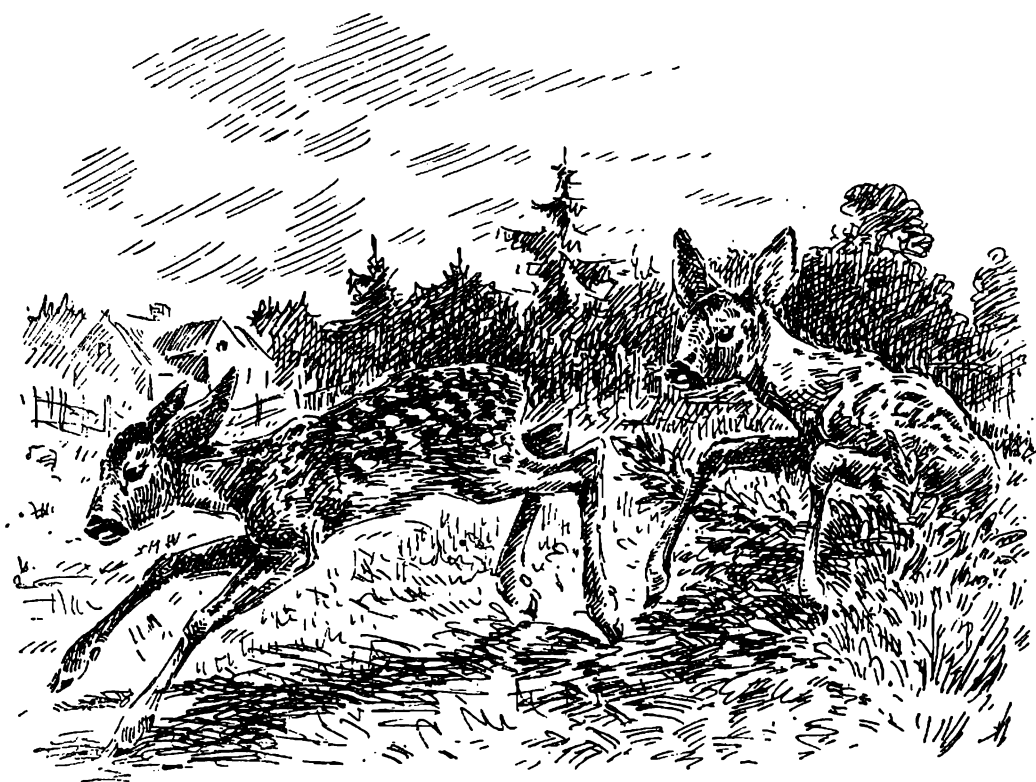
Bei unserer Ankunft wurden schon die Jungen verschiedener Tiere und Vögel herangezogen. Einige der Tiere saßen in geräumigen Käfigen, andere, schon ganz zahme, spazierten frei durch Hof und Garten und drangen zuweilen sogar ins Haus ein.

All dies gefiederte und vierbeinige Jungvieh versorgte Ljubow. Sie verbrachte ganze Tage bei ihren Zöglingen, fütterte sie, machte sie zutraulich und beobachtete ihre Gewohnheiten.

„Ach, wie habt ihr mich heute wieder gequält!“ rief sie oft lachend aus und lief entweder in die Küche nach Milch oder Fleisch, in den Garten nach Beeren oder in die Scheune, um Heu für die Streu zu holen. So ging es vom Morgen bis zum späten Abend.

Wir begannen, Ljubow bei der Pflege ihrer Zöglinge zu helfen, und schlossen bald mit jedem von ihnen Bekanntschaft.





Milka und Mischka

Die ersten Zöglinge des Naturschutzgebietes, die wir gleich bei unserer Ankunft kennengelernt hatten, waren Milka und Mischka. Die beiden kleinen Rehe waren besonders nett: schlank, mit dünnen, wie gedrechselten Läufen, flink und beweglich.

Sie lebten im Vorgarten des Verwaltungsgebäudes. Der ganze Garten war mit hohem, dichtem Gras bedeckt, und große Johannisbeersträucher wuchsen darin. Milka und Mischka veranstalteten oft ein fröhliches Fangenspiel zwischen den Sträuchern. Milka sprang auf, schüttelte den Kopf und begann zu laufen und Mischka hinterher. Sie jagten einander und sprangen geschickt, beinahe fliegend, durch

die Sträucher. Dabei blieben sie niemals hängen oder stießen an den Zaun, obgleich sie so dicht daran vorbeiliefen, daß es schien, als müßten sie sich gleich stoßen.

Wenn die kleinen Rehe genug umhergetollt und -gelaufen waren, legten sie sich zum Ausruhen ins Gras unter die Sträucher. Es kam vor, daß sie sich dort so versteckten, daß man sie nicht sah. Auf dem Boden lagen ringsumher die roten, vorjährigen Blätter, auf denen Sonnenlichter tanzten; die jungen Rehe waren ebenfalls rot und hatten ebenfalls weiße Fleckchen, genau wie Sonnenlichter. Man ging an ihnen vorbei und bemerkte sie nicht.

Milka und Mischka waren völlig zahm. Jeden Morgen kamen sie pünktlich um neun Uhr an die Pforte des Vorgartens gelaufen und begannen kläglich zu fiefen, darum zu bitten, daß man sie füttere. Die jungen Rehe kannten ihre Ziehmutter Ljubow genau. Sobald sie sie sahen, liefen sie ihr entgegen.

Sie saugten mit Appetit Milch aus der Flasche, schmatzten laut und stampften sogar vor Ungeduld mit den Läufen, wenn der Sauger zusammengeklebt war und die Milch schlecht floß. Außer Milch bekamen sie in kleine Stücke geschnittene Kartoffeln, rote Rüben und Mohrrüben.

Der zahme Kranich Shurka versuchte einige Male, sich ihrem Frühstück anzuschließen und etwas von dem Gemüse zu stibitzen; aber Milka und Mischka verstanden da keinen Spaß. Shurka brauchte nur in die Nähe ihres Freßnapfes zu kommen, so stürzten sie sich schon mutig auf ihn und versuchten ihn mit ihren Vorderläufen zu stoßen.

Shurka widersetzte sich anfangs und hackte nach den Kitzen; nachdem ihm aber Mischka zweimal eine kräftige Abfuhr erteilt hatte, trachtete er nicht mehr nach fremdem Futter.

Überhaupt war Mischka stärker als Milka und flinker als sie; er kletterte überall zuerst hin.

Einmal sprang Mischka aus dem Vorgarten, sah die offenstehende Tür und begab sich ins Haus. Er betrat die Küche; dort stand ein Korb mit Beeren, weil Ljubow gerade Marmelade kochen wollte. Mischka stieg mit seinen Läufen in den Korb, stieß ihn um und zertrampelte alle Beeren.

Ljubow kam in die Küche. Als sie sah, was Mischka angerichtet hatte, konnte sie nur ächzen. Mischka aber wurde nicht einmal verlegen. Er lief sofort zu ihr und bettelte um Milch. Er war so komisch, ganz mit Beeren beschmiert, und stampfte fordernd mit seinen Läufen, daß Ljubow laut auflachte und ihm sofort Milch zu trinken gab.

Seither gewöhnte sich Mischka an, jeden Tag in die Küche zu gehen, und Milka kam hinter ihm her. Von der Küche aus begannen die Kitzen auch in anderen Zimmern vorzusprechen. Zuerst konnten sie sich gar nicht daran gewöhnen, über den glatten, schlüpfrigen Boden zu gehen. Die Beine rutschten ihnen weg, und sie traten nur zaghaft und unsicher auf, als wären sie auf dem Eis. Sie meisterten das jedoch sehr schnell, und bald liefen sie ebenso behende durch alle Zimmer wie über die Erde des Vorgartens.

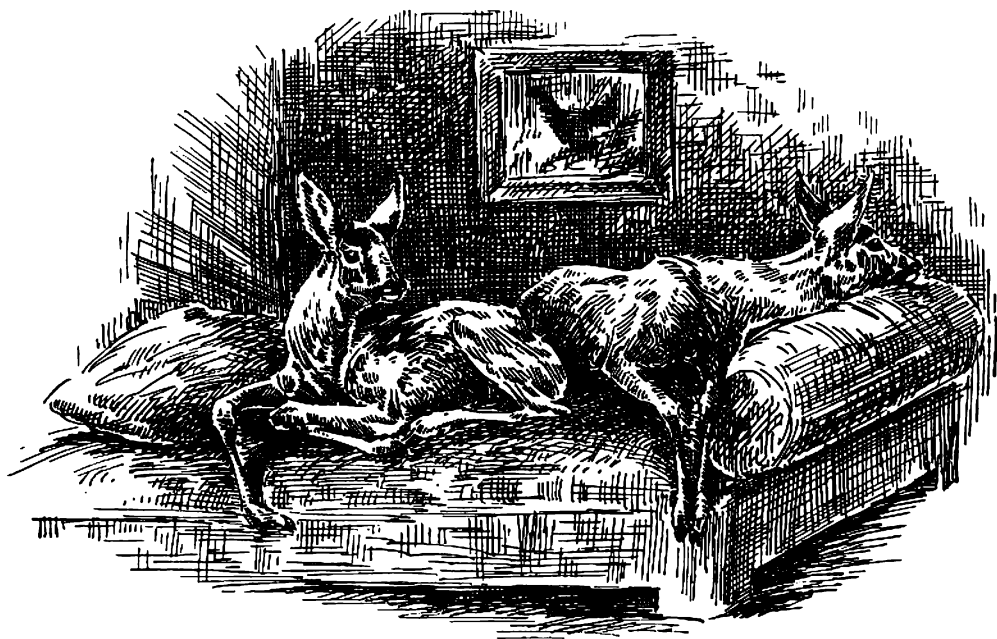
Meist kamen die Rehkitzen ins Haus, wenn wir alle bei Tisch saßen. Sie gingen um den Tisch und erbettelten Brotstückchen; wenn man sie nicht beachtete, stampften sie ärgerlich mit den Hufen auf. Sie hatten auch einen Lieblingsruheplatz: einen breiten, weichen Diwan in Ljubows Schlafzimmer. Nikolai Sergejewitsch wurde allmählich ärgerlich auf die Rehe.

„Sie machen den ganzen Bezug schmutzig“, sagte er.

Aber seine Frau lachte nur.

„Laß sie doch ausruhen. Sieh nur, wie nett sie sind!“

So gewöhnten sich Milka und Mischka daran, nach dem Mittagessen auf dem Diwan zu schlafen und ganze Tage im Haus zu verbringen.



Das dauerte den ganzen Sommer über.

Am Ende des Sommers waren die Rehe stark gewachsen, hatten graue Farbe angenommen, die weißen Tüpfelchen waren verschwunden, die Wolle silbrig geworden, und auf Mischkas Stirn waren zwei feste, kleine Erhöhungen erschienen, mit denen er sehr schmerzhaft zustoßen konnte.

Einmal begaben sich Mischka und Milka, wie gewöhnlich, nach dem Essen auf den Diwan im Schlafzimmer, während Ljubow im Esszimmer das Geschirr wegräumte. Plötzlich hörte sie im Schlafzimmer ein Geräusch. Sie ging hinein und sah folgendes Bild: Auf ihrem Toilettentisch stand Mischka, stand und sah in den Spiegel, aus dem ihm ein anderes junges Reh entgegenstarrte. Ljubow stürzte hinzu, um den Spiegel zu retten; aber es war schon zu spät. Mischka stampfte kriegerisch mit dem Lauf und versetzte dem Spiegel mit seiner Stirn einen solchen Stoß, daß er, zusammen mit Näpfchen

und Parfümflaschen, polternd zu Boden flog. Mischka aber stand auf dem Tisch und sah sich erstaunt um: Wohin war das andere Rehböckchen verschwunden, das eben noch vor ihm gestanden hatte?

Nach diesem Vorfall ließ man Mischka und Milka nicht mehr allein ins Haus.

Nun spielten und liefen die Rehkitten meist auf der kleinen Wiese vor dem Haus. Sie begannen auch einen Blick über die Grenzen des Grundstücks in das nächste Wäldchen zu werfen. Manchmal streiften sie dort den ganzen Tag bis zum Abend umher; wenn es aber dämmerte, kehrten sie bestimmt nach Hause, in den Vorgarten, zurück.

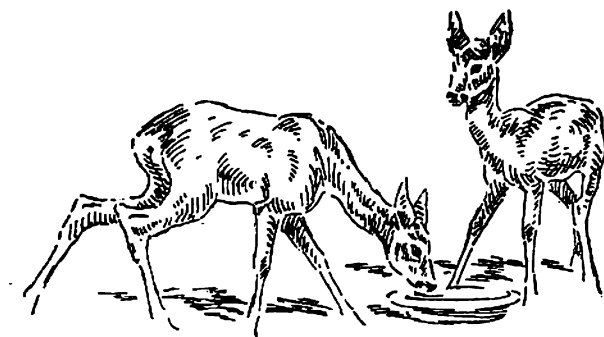
Einmal kamen sie nachts nicht nach Haus. Ljubow wartete aufgeregt bis in die späte Nacht auf sie. Sie ging mehrmals auf die Treppe hinaus und rief ihre Zöglinge; aber die Rehe waren nicht da.

In dieser Nacht gingen wir sehr spät schlafen, beunruhigt durch den Gedanken, daß Mischka und Milka im Wald wahrscheinlich etwas geschehen sei.

Als wir aber am anderen Morgen aufwachten und nachsahen, trappelten die Rehe schon auf der Treppe und begehrten Einlaß.

Ljubow war froh und öffnete ihnen so schnell sie konnte die Tür, fütterte ihre Lieblinge und gab ihnen zu trinken, und Nikolai Sergejewitsch ärgerte sich nicht einmal, als die Rehe, nachdem sie sich satt gefressen hatten, auf den Diwan kletterten.

Am nächsten Tag kamen Mischka und Milka nachts wieder nicht aus dem Wald zurück; dieses Mal kamen sie erst nach zwei Tagen nach Hause. Seit dieser Zeit wurden ihre Waldspaziergänge immer häufiger und dauerten immer länger. Manchmal ließen sich die Rehe sogar tagelang nicht sehen, bis sie schließlich doch herbeigelaufen kamen, in die Zimmer gingen, um den Tisch trappelten, fraßen und – in den Wald zurückliefen.



Ljubow tat es leid, daß sich Milka und Mischka vom Hause lösten; aber sie konnte nichts dagegen tun. Es gefiel den Tieren offenbar in der Freiheit besser.

Im Wald benahmen sich die Rehe nicht wie auf dem Grundstück, sondern ganz und gar wie wilde Tiere. Sie ließen niemanden dicht an sich heran. Wenn sie einen Menschen sahen, liefen sie davon.

Ljubow ging einmal Pilze suchen. Als sie auf eine Lichtung hinaus trat, erblickte sie plötzlich Milka und Mischka. Sie standen und zupften kleine Äste von den Sträuchern. Ljubow erkannte ihre Zöglinge sofort. „Was soll ich tun: sie anrufen oder nicht? Nun, und wenn sie fortlaufen?“ Sie zögerte etwas und rief dann leise: „Mischka, Mischka!“

Die Rehe stellten sofort die Lauscher hoch und sicherten. Ljubow rief wieder: „Mischka, Mischka!“

Nun bemerkte Mischka sie und stürzte sofort quer über die Lichtung und durch die Sträucher zu ihr hin, Milka hinterher. Sie umschmeichelten sie, rieben ihre Mäuler an ihr, und Mischka fuhr nach alter Gewohnheit mit der Nase in ihre Tasche, um etwas Süßes bettelnd. Gut, daß sich dort ein Stückchen Zucker fand. Ljubow holte es hervor, brach es durch und gab die eine Hälfte Mischka, die andere Milka. Die Rehe begleiteten Ljubow bis fast an das Grundstück heran. Aber so sehr sie auch lockte, weiter gingen sie nicht, sondern kehrten in den Wald zurück. Danach ist lange Zeit niemand mehr den Rehen begegnet.



Shurka und Shorka

Außer Milka und Mischka lebte in dem Garten vor dem Haus noch der zahme Kranich Shurka.

Ganze Tage lang schritt Shurka gewichtig mit seinen langen Beinen aus, spähte in das Gras und pickte sich verschiedene Insekten heraus.

Ein Beobachter des Naturschutzgebietes hatte Shurka im Frühjahr gefangen. Er ging über einen moosigen Sumpf durch den Wald. Plötzlich kam aus einem Rosmaringebüsch, wie aus der Erde gezaubert, ein junger Kranich hervorgesprungen. Zusammengekrümmt und seine langen Ständer hochhebend, lief er unbeholfen davon – und der Beobachter hinter ihm her. Der junge Kranich verfang sich mit der Zehe in rankenden Moosbeerstengeln und fiel. Er wurde gefangen und in die Verwaltung gebracht. Dort ließ man ihn in den Vorgarten, in dem er dann auch blieb.

Im Laufe von zwei bis drei Tagen hatte er sich vollkommen an seinen neuen Wohnort und die Nachbarn Milka und Mischka gewöhnt. Menschen fürchtete Shurka überhaupt nicht. Im Gegenteil, sobald jemand den Vorgarten betrat, ging er ihm mit hoherhobenem Kopf entgegen, wobei er komisch flötete: „Türlü, türlü . . .“ Damit bettelte er, daß man ihn mit irgend etwas bewirte.

Manchmal sammelten wir einige Handvoll Johannisbeeren und gingen den Kranich füttern. Er kam uns dann schon entgegengeeilt, guckte uns gleich in die Hände, bemerkte die Beeren und begann sie uns mit dem Schnabel aus den Händen zu picken. Das tat er so geschickt, daß nicht eine Beere herunterfiel und er uns dabei niemals schmerzhaft in die Hände zwickte. Er fraß auch gern junge Frösche und kleine Fische. Sobald wir Gründlinge geangelt hatten, brachten wir sie Shurka. Er fraß sie im Nu auf.

Einige Tage nach unserer Ankunft im Urwald brachten die Beobachter einen zweiten jungen Kranich aus dem Wald. Er war jünger und kleiner als Shurka und noch ganz mit grauem Flaum bedeckt; nur auf den Flügeln begannen schon kleine Federn zu wachsen. Er wurde Shorka genannt und ebenfalls in den Vorgarten gesetzt.

Shurka begegnete seinem neuen Nachbarn nicht sehr freundlich. Er jagte ihm sofort nach und hatte es darauf abgesehen, ihn in den Hals zu beißen. Man mußte den ganzen Tag auf die beiden aufpassen, damit Shurka nicht auf den Neuling einhackte.

Erst gegen Abend hatten sie sich offenbar aneinander gewöhnt, und ohne sich auch nur im geringsten zu beachten, begannen sie durch den Vorgarten zu spazieren und eifrig Insekten aus dem Gras zu picken.

Als wir ihnen am nächsten Morgen Johannisbeeren brachten, kam Shurka, wie üblich, zu uns gelaufen, um sich bewirten zu lassen. Und nun kam uns, nach einem Blick auf Shurka, wider Erwarten

auch der Neue entgegengelaufen. Beide liefen auf die Pforte zu, streckten ihre langen Hälse aus und begannen zu flöten.

Wir hielten ihnen die Beeren in unseren Händen hin; aber kaum wollte Shorka sie aufpicken, als sich Shurka auf ihn stürzte, ihn mit dem Schnabel beim Halse packte und zu zerren begann. Nur mit Mühe konnten wir ihn fortjagen.

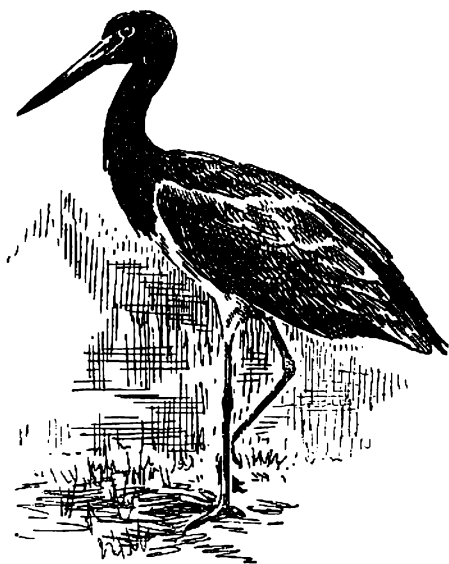
Der arme Shorka floh von der Pforte und verkroch sich ans äußerste Ende des Vorgartens. Wir versuchten auf alle Art und Weise, ihn mit Beeren zu füttern; er wollte aber nicht mehr herankommen.

Es tat uns leid um den kleinen Kranich; aber es fiel uns nichts ein, wie wir es einrichten könnten, daß auch Shorka seinen Anteil an dem Mitgebrachten bekäme; denn Shurka ließ ihn gar nicht näher an uns heran. Eine Möglichkeit, die beiden Kraniche getrennt zu halten, gab es nicht.

Einmal kamen wir vom Angeln und berieten, wie wir auch Shorka etwas von den Fischen abgeben könnten. Plötzlich hörten wir neben uns ein „Türlü, türlü . . .“ Wir sahen hin. Shorka hatte eine Spalte im Zaun gefunden, steckte seinen Kopf hindurch, sah uns an und flötete: Gebt mir doch ein paar Fische!

Wir gingen schnell zu ihm und fütterten ihn mit Fischen. Shorka fraß ruhig, er fürchtete niemanden. Währenddessen spazierte Shurka durch den Vorgarten und pickte kleine Käfer aus dem Gras. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß Shorka hier mit Fischen bewirtet wurde.

Danach gewöhnten wir uns daran, die beiden Kraniche immer so getrennt zu füttern. Allerdings kam es vor, daß sie uns beide schon von weitem erblickten, Shurka direkt zum Pfortchen lief, während Shorka seinen Kopf durch die Zaunspalte steckte. Wir fütterten beide.



Ein schwarzer Storch

Bald gab es noch einen Bewohner im Vorgarten. Aus dem Nikorsker Forstrevier wurde ein junger schwarzer Storch gebracht. Neugierig betrachteten wir diesen seltenen Vogel.

Der schwarze Storch ist im Gegensatz zum weißen ein sehr vorsichtiger Vogel. Er nistet in großen Wäldern auf hohen Bäumen und wählt für seinen Wohnsitz schwer zugängliche, möglichst entlegene Stellen.

Der gefangene Jungvogel hatte die Größe eines erwachsenen Storchs. Er war schon vollkommen befiedert, konnte aber noch nicht fliegen.

Der Jungstorch war sehr schön: ganz schwarz, mit einer grünlich glänzenden Schattierung, während Brust und Bauch vollständig weiß waren.

Als man ihn in den Vorgarten setzte, lief er nicht vor den Menschen davon, sondern schritt, ganz in sich zusammengesunken und den Kopf in die Schultern gezogen, geruhsam über den Weg. In diesem

Augenblick glich er einem würdigen Greis in schwarzem Gehrock und weißer Weste. Er schritt langsam, wobei er sich nach allen Seiten umblickte. Wir standen alle an der Pforte und warteten gespannt, wie Shurka seinen neuen Nachbar aufnehmen würde.

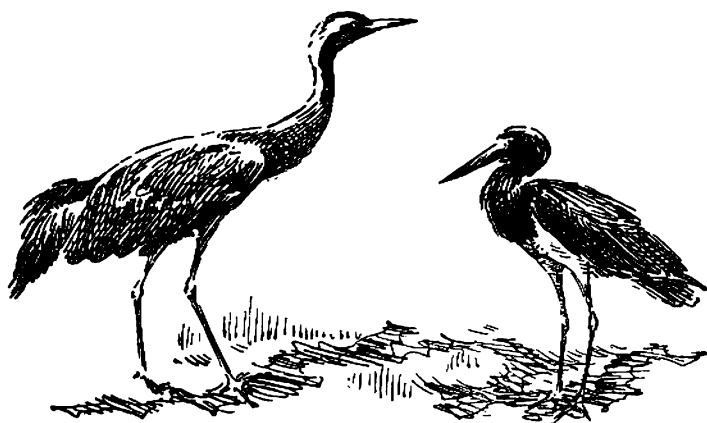
Jetzt bemerkte Shurka den Unbekannten. Er reckte seinen Kopf hoch, piff kampflustig und schritt dem Storch drohend entgegen.

„Wir müssen ihm helfen!“ sagte Ljubow aufgeregt.

„Wir wollen erst abwarten, was geschieht“, antwortete Nikolai Sergejewitsch.

Shurka kam immer näher. Der Storch blieb stehen und blickte, noch immer mit gekrümmtem Rücken und eingezogenem Kopf, auf den Kranich. Es war schwer zu erraten, ob er sich verteidigen wollte oder noch gar nicht verstand, was vor sich ging. Shurka war größer als der Storch; jetzt aber wirkte er, in Kampfstellung, mit vorgestrecktem Hals, hoch erhobenem Kopf und ganz aufgeplustert, geradezu wie ein Riese vor dem krummen Vogel, der einem gebeugten Greis glich.

Shurka ging ganz dicht an den Storch heran und bereitete sich schon zum Angriff vor. Da machte der Storch plötzlich, wie ein Fechter im Ring, einen Ausfall. Er warf sich vorwärts und stieß Shurka mit seinem riesigen Schnabel, wie mit dem Rapier, in die Brust. Shurka flog nur so zurück, und als er zur Besinnung kam, nahm er schleu-



nigst Reißaus. Aber der Storch dachte gar nicht daran, ihn zu verfolgen; er schenkte ihm einfach keine Beachtung mehr und setzte seinen Spaziergang auf dem Weg fort.

Der zweite Kranich, Shorka, hatte diese Szene nur von weitem verfolgt und traf überhaupt keine Anstalten, seine Kräfte mit denen des Neuankömmlings zu messen.

Der schwarze Storch überraschte uns gleich zu Anfang nicht nur durch sein eigenartiges, verdrießliches Aussehen, sondern auch durch sein Gebaren. Wir waren alle davon überzeugt, daß er seiner Natur nach sehr menschen scheu sein würde, und wußten nicht einmal recht, wie wir ihn ernähren sollten. Aber es erwies sich das Gegenteil: Der Storch war von Anfang an gar nicht menschen scheu. Man konnte im Gegenteil auf den Gedanken kommen, er habe immer unter Menschen gelebt. Er lief nicht davon, wenn wir zu ihm gingen, und ließ sich gern streicheln, wobei er sein Wohlbehagen deutlich zum Ausdruck brachte, indem er Hals und Kopf noch tiefer in die Schultern einzog, sich krümmte und mit den Flügeln schlug.

Als wir ihm eine kleine Schüssel mit zerschnittenem Fisch und Fleisch brachten, wußte er damit nichts anzufangen. Er besah die Schüssel und ging um sie herum, ließ aber das Fleisch unberührt. Da öffneten wir ihm den Schnabel und steckten ein Stück Fleisch hinein. Er verschlang es augenblicklich und war schrecklich aufgeregt. Er hockte sich vor uns nieder, begann mit den Flügeln zu zappeln und seinen Schnabel aufzusperren und bettelte wie ein ganz kleines Vögelchen um Nahrung. Es war beinahe komisch, zu sehen, wie dieser große, alt aussehende Vogel sich wie ein winziges Vögelchen gebärdete.

Wir fütterten den Storch vor Shurkas Augen mit den Händen; Shurka kam jedoch nicht näher heran, sondern flötete nur von weitem klagend, damit man auch ihm etwas gebe.

Danach brachten wir dem Storch ein Schüsselchen Wasser. Er begann gierig zu trinken. Als wir ihn dann von oben etwas bespritzten,

geriet er vollends in Entzücken, spreizte seine Federn, hockte sich nieder und begann sich zu schütteln. Wir schütteten die ganze Schüssel über ihm aus, holten eine zweite und eine dritte, während er sich immer wieder niederhockte, um damit zum Ausdruck zu bringen, daß er baden wollte, wenn möglich, wahrscheinlich den ganzen Tag über.

Wir versuchten bei dieser Gelegenheit, auch Shurka und Shorka mit Wasser zu erfrischen; sie stürzten jedoch eilig davon, schüttelten sich danach lange und trockneten ihr Gefieder.

Das Erscheinen des schwarzen Storchs setzte Shurkas Macht im Vorgarten ein plötzliches Ende. Der Storch, der ihn zwar niemals jagte, brauchte nur einen oder zwei Schritte in Shurkas Richtung zu tun, so lief dieser Hals über Kopf davon.

Wenn wir jetzt vom Fluß kamen und Fische oder Frösche brachten, kam uns zuerst gemessenen Schritts der Storch entgegen, während Shurka in einiger Entfernung stehenblieb, den Hals reckte und bettelnd schrie.

Dafür wurde Shorka seit dem Erscheinen des Storchs im Vorgarten sehr viel mutiger. Er fühlte, daß sein Hauptfeind und -jäger, Shurka, nunmehr jede Macht eingebüßt hatte. Der Storch ließ Shorka in Ruhe, ja er beachtete ihn überhaupt nicht.

Wenn wir uns nun dem Vorgarten näherten, lief Shorka nicht mehr zu seinem Zaunspalt, sondern kam direkt hinter dem Storch, allerdings in angemessener Entfernung, zur Gartenpforte.

Wir fütterten beide Vögel. Wenn sie satt waren, entfernten sie sich zu einem Spaziergang durch den Garten. Dann erst, ängstlich nach allen Seiten spähend, kam auch Shurka zögernd zu uns und bekam seine Portion. So bewahrheitete sich auch hier das Sprichwort: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten.“



Petka

Der interessanteste Zögling in der Verwaltung des Naturschutzgebietes war der zahme Rabe Petka.

Unsere Bekanntschaft mit ihm begann am zweiten Tag nach unserer Ankunft.

Als wir frühmorgens am Tisch saßen und eilig frühstückten, da wir eine Besichtigungsfahrt durch den Urwald machen wollten, klopfte jemand ans Fenster.

„Sofort, wir fahren sofort!“ antworteten wir.

Aber das Klopfen wiederholte sich.

Wir drehten uns um: Vor dem Fenster saß ein großer, schwarzer Rabe und klopfte mit seinem Schnabel an das Glas.

„Was ist das noch für eine Erscheinung? Er ist doch nicht etwa zahm?“

Vorsichtig öffneten wir das Fenster ein wenig und traten schnell zur Seite, um den Vogel nicht zu erschrecken. Aber der Rabe erschrak überhaupt nicht. Er hüpfte sofort auf das Fensterbrett, sah sich um, breitete plötzlich die Flügel aus und flog direkt auf den Tisch. Wir waren noch gar nicht recht zur Besinnung gekommen, als er schon

mit dem Schnabel ein Stück gebratenes Fleisch von der Schüssel nahm und sofort wieder aus dem Fenster flog.

„Achtung, Petka hat irgend etwas im Haus stibitzt!“ wurde auf dem Hof gerufen.

Wir stürzten ans Fenster. Petka saß auf dem Scheunendach und frühstückte mit Appetit.

In diesem Augenblick erschien Nikolai Sergejewitsch auf der Treppe. Petka flog sofort zu ihm und setzte sich ihm auf die Schulter. Wir gingen auf den Hof, um diesen interessanten Vogel aus der Nähe zu betrachten.

Petka, der sich durch die Anwesenheit der fremden Leute gar nicht stören ließ, blieb auf Nikolai Sergejewitschs Schulter sitzen.

„Ja, er ist ganz zahm!“

„Völlig zahm.“

„Woher haben Sie ihn denn?“

„Er ist unser Pflegling. Er wurde schon als Nestvogel in die Verwaltung gebracht und ist bei uns aufgewachsen.“

Nikolai Sergejewitsch streichelte Petka, der sich vor Vergnügen sogar hinhockte und die Schwingen ausbreitete.

„Ach, du Spitzbube! Willst du ein bißchen rauchen? Na, komm, rauchen wir.“ Mit diesen Worten nahm Nikolai Sergejewitsch eine Zigarette aus seiner Tasche und steckte sie in den Mund.

Im Nu sprang Petka hoch, nahm ihm mit dem Schnabel die Zigarette aus dem Mund und flog davon.

„Ist das ein Gauner!“ sagte Nikolai Sergejewitsch lachend. „Gleich wird er sie irgendwo verstecken.“

Tatsächlich flog Petka zum Gartenzaun, warf die Zigarette auf den Boden, hob mit dem Schnabel eine kleine Grube aus, legte die Zigarette hinein und verscharrte sie geschäftig.

Nachdem Petka seine Arbeit beendet hatte, flog er vom Hof, irgendwohin in den Wald.

Petka war der interessanteste Pflegling des Naturschutzgebietes. Er war im Vorfrühling als großer, schon gefiederter Nestvogel, der jedoch noch nicht fliegen konnte, hierhergekommen.

Der junge Rabe wurde im Garten am Haus untergebracht, und Wladimir übernahm es, ihn zu pflegen.

Petka gewöhnte sich sehr schnell an seinen Ziehvater. Wenn er Wladimir von fern erblickte, hüpfte er ihm entgegen, schlug mit den Flügeln und bettelte mit weitgeöffnetem Schnabel um Futter. Petka war außerordentlich gefräßig. Wenn Wladimir, nachdem er ihn gefüttert hatte, fortgegangen war, bat der junge Rabe nach einigen Minuten schon wieder um Futter.

Solange Petka im Vorgarten lebte, störte er niemanden. Er fraß, hüpfte ein wenig umher, zog sich gegen Abend unter einen Strauch zurück und schlief. Später begann er über den Zaun zu fliegen und sich allmählich mit dem ganzen Gehöft bekannt zu machen.

Petka hüpfte über den Hof, sah in alle Ecken und interessierte sich entschieden für alles, was auf dem Hof vor sich ging. Ob die Kinder spielten, ob ein neuer Mensch erschien oder das Verpflegungsauto kam, Petka war immer zur Stelle. Er kletterte überallhin, und wenn man ihn verjagte, krächzte er ärgerlich und leistete grimmigsten Widerstand, indem er mit dem Schnabel hackte. So verbrachte er den Tag; aber für die Nacht zog er sich weiter unter seinen Strauch zurück und schlief dort.

Als wir Anfang des Sommers in das Naturschutzgebiet kamen, hatte Petka schon gut fliegen gelernt, und niemand hatte mehr Ruhe vor ihm. Er jagte die Hühner, zog die Katzen am Schwanz und reizte sogar die Hunde. Nur einen fürchtete er: den Hahn.

Der Hahn war sehr groß, hatte große, scharfe Sporen und war sehr böse.

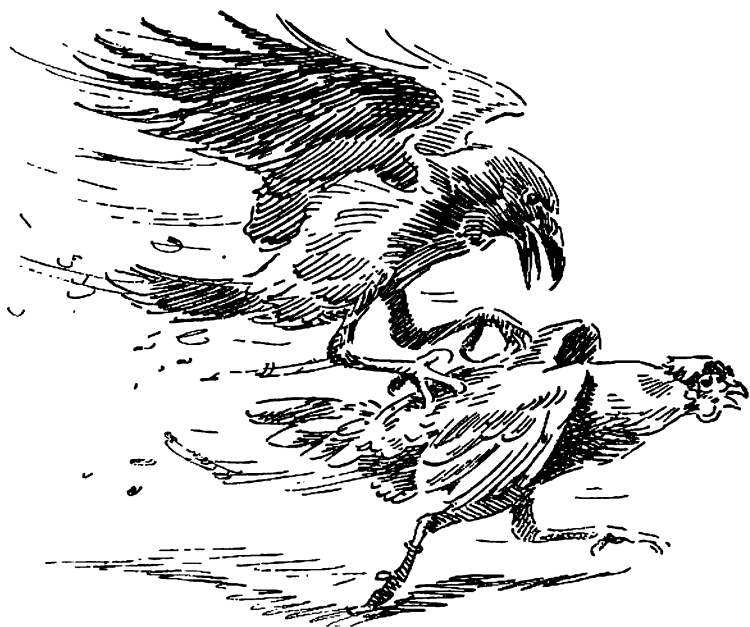
Einmal hatte Petka eine Henne am Flügel gepackt, so daß diese laut gackerte. Der Hahn geriet in Wut, flog auf den Raben und begann

auf ihn einzuhacken und ihn mit Sporen und Flügeln zu schlagen. Nur mit Mühe konnte sich Petka von ihm befreien und so schnell wie möglich in seinen Garten entfliegen.

Seither erdreistete sich Petka niemals mehr, die Hennen in Gegenwart des Hahns anzufallen. Kaum aber erschien eine der Hennen ohne Hahn auf dem Hof, dann fiel der Rabe auf der Stelle über sie her und versuchte sie möglichst schmerzhaft zu kneifen.

Petka brachte es sogar fertig, die Tiere in den Käfigen zu ärgern. Die Fenster unseres Hauses gingen auf den Vorgarten hinaus, in dem große, geräumige Käfige standen. In diesen Käfigen lebten verschiedene Tiere und Vögel.

Jeden Morgen beobachteten wir, daß Petka in den Garten flog und die Tiere zu hänseln begann. Wirklich zu hänseln; denn anders kann man das, was er tat, nicht nennen. Er flog zum ersten Käfig, in dem zwei Marder saßen, setzte sich daneben, ergriff das Drahtgitter mit dem Schnabel und begann aus vollen Kräften daran zu



rütteln. Die Marder liefen nachts im allgemeinen umher und ruhten sich am Tage in einem Holzhäuschen, das in ihrem Käfig stand, aus. Aber Petka beraubte sie ihrer Ruhe. Er zerrte so lange am Gitternetz, bis er die Marder aufgeweckt hatte. Gähnend und sich streckend schlüpfen sie aus ihrem Häuschen heraus und bemerkten sofort Petka, der krächzend und tänzelnd ihr Gebäude mit seinem Schnabel schüttelte.

Die Marder stürzten sich mit bösem Quieken auf das Gitter und versuchten den frechen Vogel beim Schnabel zu packen. Petka aber hüpfte behende davon, überflog den Käfig und schüttelte ihn bald von einer, bald wieder von einer anderen Seite, während die in Wut geratenen Tiere quiekend und fauchend durch den ganzen Käfig jagten.

Von den Mardern wandte sich Petka dem zweiten Käfig zu, in dem ein Hase saß. Offenbar hatte er Meister Lampe schon tüchtig geärgert; denn dieser stürzte dem Raben bei der bloßen Annäherung entgegen, stellte sich auf die Hinterläufe und trommelte mit den Vorderläufen mit aller Kraft an das Gitter. Währenddessen versuchte Petka, ihn mit dem Schnabel in die Pfoten zu zwicken.

Dann eilte Petka zu dem Käfig, in dem die jungen Füchse saßen. Bei den Füchsen fanden sich meist Fleischreste und irgendwelche Knöchelchen, die sie im ganzen Käfig umhergeschleppt hatten. Petka hüpfte aufmerksam umher, und wenn er am Gitter ein Stück Fleisch oder einen kleinen Knochen fand, so griff er mit dem Schnabel zu und versuchte seine Beute aus dem Käfig zu ziehen. Sobald die jungen Füchse das bemerkten, stürzten sie Hals über Kopf zu dem Fleisch oder dem Knochen, ergriffen das Streitobjekt ebenfalls mit ihren Zähnen und zogen es zurück. Es gab ein schreckliches Durcheinander. Petka stemmte sich mit den Klauen auf, schlug mit den Flügeln und zerrte das Fleisch von der einen Seite zu sich, während die jungen Füchse es von der anderen Seite in den Käfig zurück-

zuzerren versuchten. Es endete im allgemeinen damit, daß die jungen Füchse, die sich gegenseitig behinderten, untereinander zu raufen begannen, während Petka das umstrittene Stück aus dem Käfig herauszog.

Das ganze Getümmel dauerte meist so lange, bis einer der Mitarbeiter des Naturschutzgebietes, durch den Lärm und das Geschrei aufmerksam geworden, herauskam und Petka verjagte.

Petka flog davon, und in den Käfigen trat wieder Ruhe ein.

Morgens, pünktlich um neun Uhr, ging Ljubow ihre Zöglinge füttern. Der Adler, die Marder und die jungen Füchse bekamen Fleisch, der Hase Gras und Gemüse und die Birkhenne Beeren. Während Ljubow jedem seine Portion zuteilte, war Petka schon wieder zurück. Er hüpfte um sie herum, krächzte und bettelte, daß sie auch ihn füttere.

Er fraß wirklich alles. Er war schrecklich gierig und gab, selbst wenn er ganz vollgefressen war, keine Ruhe, sondern versuchte noch ein Stück zu erbitten oder zu stibitzen und beeilte sich, es in einem heimlichen Winkel zu verstecken.

Petka verbarg seine Beute an den unwahrscheinlichsten Plätzen. Einmal fütterte Nikolai Sergejewitsch Shurka mit Beeren. Petka setzte sich sofort auf seine Schulter und wollte auch gefüttert werden. Nikolai Sergejewitsch gab ihm einige Beeren. Fressen wollte Petka sie natürlich nicht; das hinderte ihn jedoch nicht, sich den Schnabel damit vollzustopfen. Als keine Beeren mehr darin Platz fanden, begann er sie zu verstecken. Dabei nahm er sich nicht einmal die Mühe, von Nikolai Sergejewitschs Schulter herunterzuklettern, sondern steckte ihm kurzerhand den Schnabel in den Hemdkragen und schüttete ihm zu dessen großer Empörung seinen ganzen Vorrat in den Kragen.

Ein andermal geschah folgendes: Die Winterkleidung wurde zum Trocknen in die Sonne gebracht und Pelze, Mützen und Filzstiefel

auf dem Hof ausgehängt. Das alles interessierte Petka außerordentlich. Er flog von Stück zu Stück, untersuchte alles mit dem Schnabel, besichtigte und befühlte alles. Ganz besonders reizten ihn die schönen, großen Knöpfe an Ljubows Pelzmantel. Er versuchte einige Male, sie abzureißen, aber Ljubow jagte ihn jedesmal rechtzeitig fort.

Dann war Ljubow mit dem Füttern der Tiere beschäftigt. Petka bettelte um Futter und versteckte Fleischstückchen, die für ihn abfielen oder die er mit List entwendet hatte. In diese Arbeit vertieft, hatte er die Kleider anscheinend vergessen. Abends sah Ljubow sie vorsichtshalber noch einmal durch. Es war alles in Ordnung, alle Knöpfe an ihrem Platz, und so wurde die Kleidung in die Truhe gepackt. Nach etwa zwei Tagen machte sich ein starker Geruch im Zimmer bemerkbar, der sich von Tag zu Tag verstärkte. Offensichtlich verfaulte irgendwo unter dem Fußboden eine Ratte; aber wo, das war nicht herauszufinden. Wir krochen auf dem Fußboden umher: nichts. Es wurde aber, selbst bei geöffnetem Fenster, unmöglich, in dem Raum zu schlafen. Nikolai Sergejewitsch behauptete, daß es hinter der Truhe roch. Sie wurde fortgerückt: ebenfalls nichts. Da beschlossen wir, die Dielenbretter anzuheben, aber auch dort fanden wir keine Ratte.

„Sag mal, kann nicht vielleicht in deiner Truhe etwas faulen?“ fragte Nikolai Sergejewitsch.

Ljubow war geradezu empört. „Hast du den Verstand verloren! Was soll denn dort faulen? Dort liegen doch nur die warmen Sachen, sauber, getrocknet und eingemottet.“

Aber Nikolai Sergejewitsch bestand auf seinem Verdacht. Endlich gab ihm Ljubow verärgert die Schlüssel.

„Sieh nach, wo du Lust hast. Ich habe für solche Dummheiten keine Zeit!“ Nikolai Sergejewitsch sperrte die Truhe auf, und wir prallten alle förmlich zurück. Der Gestank kam direkt aus der Truhe. Wir

begannen hastig, die Sachen durchzusehen, und – o Schreck! – überall, in Nikolai Sergejewitschs Filzstiefeln, in den Taschen von Ljubows Pelzmantel und sogar in einem Fellhandschuh waren feuchte Fleischstückchen kunstgerecht verstaut. Das alles hatte natürlich Petka angerichtet, als die Sachen auf dem Zaun trockneten.

Übrigens versteckte Petka nicht nur eßbare Dinge. Glänzende Gegenstände konnte er nicht gleichgültig ansehen; immer versuchte er sie zu entwenden. Und eines muß man sagen: Ljubow hatte am meisten darunter zu leiden.

Es kam vor, daß sie das Fenster öffnete und Petka augenblicklich zur Stelle war, sich auf das Fensterbrett setzte und Ausschau hielt, was er wohl davonschleppen könnte. Es gab ein Unglück, wenn man vergessen hatte, ein kleines Messer, eine Gabel vom Tisch zu räumen, oder wenn man unvorsichtigerweise Kragenknöpfe oder andere glänzende Gegenstände an sichtbarem Ort hatte liegenlassen. Petka bemerkte sie sofort. Im Handumdrehen hatte er sie ergriffen und flog fort. Es gab einfach keine Möglichkeit, auf ihn aufzupassen.

Einmal waren Ljubow die Schlüssel heruntergefallen. Noch bevor sie sich danach bücken konnte, hatte Petka sie ihr schon direkt vor den Händen weggeschnappt. Wir liefen, um ihn zu fangen; der Rabe aber wich uns geschickt aus und flog aus dem Fenster.

Vergebens lief ihm Ljubow nach, lockte ihn mit einem Stückchen Fleisch, um ihn zu veranlassen, die Schlüssel fallenzulassen. Petka ließ sich von dem Fleisch nicht in Versuchung führen. Die Schlüssel waren ja viel, viel interessanter! Sie hingen an einem glänzenden Ring, und wenn sie aneinanderschlügen, klingelten sie. Petka flog mit ihnen auf das Hausdach, hielt sie mit der Klaue fest und begann sie mit dem Schnabel sorgfältig zu sortieren. Nachdem er sich genügend mit den Schlüsseln „abgemüht“ hatte, nahm er sie in den



Schnabel und blickte sich um, offenbar, um einen Platz zu finden, an dem er sie verstecken könnte. Auf dem glatten Eisendach gab es jedoch nichts, wo er sie hätte verbergen können. Da flog Petka auf den Schornstein, legte seinen Kopf erst auf die eine, dann auf die andere Seite und ließ die Schlüssel plötzlich genau in den Schornstein fallen. Ljubow seufzte nur.

„Oh, du Lump! Bereitest mir immer nur Unannehmlichkeiten!“ schimpfte sie. „Im Frühjahr dasselbe: schlich sich ins Zimmer und stahl mir meine Armbanduhr. In der vorigen Woche begannen wir Dung in den Gemüsegarten zu fahren, dabei fanden wir die Uhr. Was glauben Sie, wo? Unter einem Haufen Dung. Sie war völlig kaputt, wir mußten sie wegwerfen. Das ist schon kein Vogel mehr, das ist wirklich ein Bösewicht!“

Wegen der Schlüssel bemühten wir uns den ganzen Tag und fanden sie doch nicht. Was sollten wir tun? Wir konnten doch nicht alle Schlösser im Hause aufbrechen! Wir mußten den Ofensetzer holen und den gesamten Rauchfang untersuchen lassen.

Es ist gar nicht möglich, alle Streiche, die Petka uns spielte, zu behalten und wiederzugeben.

Eines Morgens kamen die Mitarbeiter in das Büro. O Wunder! Kein Federhalter, keine Feder, nichts war mehr da. Wohin waren all diese Gegenstände verschwunden?

„Einen Moment, was ist denn das?“ fragte einer der Kollegen erstaunt und zeigte auf den Tisch des Buchhalters.

Auf dem Tisch lag das umgeworfene Kleisternäpfchen. Der Kleister war ausgelaufen und der kleine Pinsel sorgfältig in den Rechnungsbericht gesteckt worden.

„Das hat bestimmt Petka angerichtet!“ seufzte der Buchhalter. „Er hat den ganzen Bericht besudelt, vollkommen mit Kleister verschmiert; den kriegt man jetzt nicht mehr auseinander.“

Es stellte sich heraus, daß man vergessen hatte, das Bürofenster über Nacht zu schließen. Frühmorgens war Petka ins Zimmer eingedrungen und hatte dort unrühmlich gewirtschaftet. Der ganze Tag verging mit der Suche nach den verschwundenen Dingen. Man hätte denken können, die Angestellten spielten fröhlich wie Kinder „Feuer, Wasser, Kohle!“ Sie krochen unter die Tische, sahen hinter die Schränke, verschoben die Regale und holten aus den unmöglichsten Ecken die dort versteckten Gegenstände heraus.

Man konnte über Petkas Erfindungsgeist in der Wahl von Plätzen für dieses „mitreißende Spiel“ nur staunen.

Am längsten suchten sie Nikolai Sergejewitschs Taschenmesser, das von dessen Schreibtisch entwendet worden war. Endlich fanden sie es. Es war im Ohr eines Wildschweines versteckt, dessen ausgestopfter Balg im Arbeitszimmer des Direktors stand.

Petka gewöhnte die Mitglieder des Naturschutzgebietes bald daran, alle kleinen Dinge sorgfältig wegzupacken. Die Büroangestellten schlossen bei Arbeitsschluß Bleistifte, Federn und Federhalter in die Tischkästen ein. Der Präparator räumte seine Instrumente fort, und

der Chauffeur legte sich, nachdem Petka ihm eine Schraubenmutter für den Motor direkt unter den Händen weggestohlen hatte, sogar einen besonderen kleinen Kasten an, in dem er verschiedene Schrauben, Muttern und überhaupt alles, was Petka hätte verlocken können, versteckte.

„Das ist Petka! Er hat uns alle zur Ordnung erzogen“, scherzten die Kollegen untereinander.

Aber Petka behelligte nicht nur die Angestellten des Naturschutzgebietes. Er flog durchs Dorf, in dem ihn alle kannten und, zugegeben, trotz seiner Streiche sogar liebten.

Wenn Petka nur irgendwo eine Tür oder ein Fenster offenstehen sah, flog er sofort ins Haus und hatte es bestimmt darauf abgesehen, etwas mitzunehmen.

Aus dem Dorf kam ständig jemand in die Verwaltung und fragte, ob Petka nicht ein Messer, eine Gabel oder sonst einen kleineren Haushaltsgegenstand mitgebracht hätte. Meistens fand sich das verlorengegangene Stück tatsächlich dort vor. Denn bevor Petka einen erbeuteten Gegenstand versteckte, flog er lange damit über den Hof und hielt ihn im Schnabel, als wollte er mit seiner Erzungenschaft prahlen. Dann erst hob er mit seinem Schnabel eine kleine Grube aus, um das Gestohlene sorgfältig darin zu verscharren.

Wenn Petka seine Habe vergrub, machte er sich nicht erst die Mühe, es so zu tun, daß es niemand sah. Meist versteckte er sie vor unseren Augen und flog dann ruhig davon, so daß es gar nicht schwer war, seine vergrabene Beute wiederzufinden.

Petka selbst vergaß die von ihm verscharzten Gegenstände, und wenn er sie fand, dann nur durch Zufall. Das bedeutete aber nicht, daß er ein schlechtes Gedächtnis hatte. Er hatte sogar ein ausgezeichnetes Gedächtnis, vor allem für Menschen. Petka kannte alle Angestellten des Naturschutzgebietes und erkannte sie stets wieder.

Zu einigen verhielt er sich freundschaftlich, zu anderen feindlich. Am besten verstand er sich mit seinem Ziehvater.

Wenn Petka Wladimir nur erblickte, ließ er sich sofort mit abgehacktem Krächzen, das wahrscheinlich in seiner Vogelsprache eine Begrüßung bedeutete, auf dessen Schulter nieder und drückte seinen Kopf an seines Freundes Wange, oder er packte ihn vorsichtig mit dem Schnabel an der Nase und zerrte ihn sacht. Wladimir gestattete er, ihn in die Hand zu nehmen, ihn zu necken und sogar auf den Rücken zu drehen. Dabei schrie Petka allerdings verzweifelt und griff mit dem Schnabel nach Wladimirs Hand, ohne ihm aber auch nur den geringsten Schmerz zuzufügen.

Er ließ sich jedoch von niemandem beleidigen und vergaß einen Beleidiger lange nicht.

Wir waren selbst Zeugen, wie Petka einmal eine ältere Frau, die zu uns auf den Hof kam, anfiel, bald von der einen, bald von der anderen Seite an sie heranflog und versuchte, möglichst schmerzhaft mit dem Schnabel auf sie einzuhacken.

Petka stürzte sich so wütend auf sie, daß wir uns einmischen und den Raben mit vereinten Kräften davonjagen mußten.

Diese Frau war die Wirtin eines Hauses, in dem Wladimir einige Zeit gewohnt hatte.

Petka begleitete ihn einmal nach Hause und flog in die Zimmer. Bei diesem ersten Besuch gelang es ihm, der Wirtin eine perlenbestickte Börse zu entwenden, die dem Raben allerdings noch am gleichen Tage abgenommen und der Besitzerin zurückgegeben wurde; am nächsten Morgen drang Petka wieder in das Haus ein, nahm die Brille vom Tisch und wollte damit fortfliegen.

Diesmal gelang seine Flucht jedoch nicht. Die in Wut geratene Wirtin konnte die Tür noch rechtzeitig zuschlagen und verdrosch den kleinen Dieb nach Kräften mit einem Handtuch.

Diese Beleidigung merkte sich Petka gut, und seit der Zeit brauchte



die Frau nur auf dem Hof zu erscheinen, so stürzte er sich mit drohendem Krächzen auf sie, schlug mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel auf sie ein.

Überhaupt betrachtete Petka den Hof des Verwaltungsgebäudes als „sein Heim“; hier fürchtete er keinen Menschen, setzte sich den Angestellten auf die Schulter oder auf die Knie und ließ sich streicheln.

Wenn er aber das Grundstück verließ und in den Wald oder aufs Feld flog, wurde er sofort ein anderer; mißtrauisch und vorsichtig, ließ er nicht einmal gute Bekannte dicht an sich heran.

Der einzige Mensch, vor dem Petka auch im Wald nicht davonflog, war Wladimir. Der Rabe begleitete seinen Ziehvater sogar oft in den Urwald. Er flog entweder hinter ihm her, setzte sich ihm auf die Schulter oder flog hoch über ihm und kreiste über dem Wald.

Petka hatte ein ausgezeichnetes Sehvermögen. Oft bemerkte er einen Hasen, der sich in den Sträuchern versteckt hielt, oder ein junges Reh. Er setzte sich auf den nächsten Baum, blickte aufgeregt nach unten und krächzte abgehakt. Dann wußte Wladimir, Petka hatte etwas entdeckt, und eilte seiner Stimme nach.

„Petka dient mir im Wald an Stelle eines Hundes“, erklärte Wladimir lachend. „Wenn er ein Tier entdeckt, läßt er es mich sofort wissen.“ Petka besuchte den Urwald auch häufig ohne Wladimir. Wir begegneten ihm mitunter weit entfernt vom Hause. Er saß gern am Waldrand, hoch oben auf dem Wipfel einer alten Eiche. Wenn er uns bemerkte, gab er ein kurzes freundschaftliches Krächzen von sich, flog aber augenblicklich von dem Baum herunter und nach Hause.

Er flog hoch, genau wie ein frei lebender Vogel, und wenn man ihn dann sah, konnte man kaum glauben, daß er zahm war, unter Menschen lebte und sogar verschiedene Dinge aus den Zimmern entwendete.

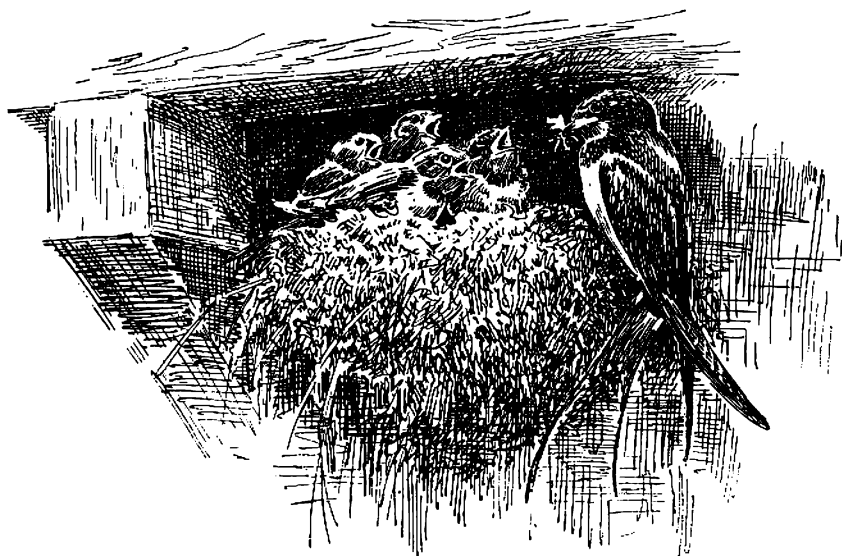
Das kleine Lumpennest

Nirgends haben wir so viele Schwalben wie auf dem Gehöft des Naturschutzgebietes gesehen. Alle Simse der zum Hof gehörenden Gebäude waren dicht mit ihren Nestern beklebt.

Die Schwalben hausten unter den Dächern der Häuser, Speicher und in den Scheunen, in die sie durch Spalten über den Toren hineinfielen. Einem Pärchen war es sogar gelungen, im Zimmer eines neuerbauten Häuschens zu nisten. Man hatte Türen und Fenster offengelassen, damit die Zimmer besser austrocknen konnten, und so richteten sich die Schwalben darauf ein, das Zimmer zu bewohnen, bauten ihr Nest in einer Ecke unter der Zimmerdecke und brüteten darin.

Anfang des Sommers kamen Studenten der Moskauer Universität in das Naturschutzgebiet, um das Leben der Tiere in der Praxis zu studieren. Einer Studentin, Talja, wies man das Zimmer zu, das die Schwalben besetzt hatten. So kam es, daß die junge Biologin in einem Raum mit den Vögeln lebte.

Talja und die Schwalben gewöhnten sich recht gut aneinander, keiner störte den anderen. Talja versicherte sogar, daß die Schwalben sie nicht nur nicht störten, sondern ihr im Gegenteil sogar halfen; sie regten sie bei der Arbeit an. Wir sahen tatsächlich mehr als einmal, wie dieses noch sehr junge Mädchen am Tisch saß und schrieb, während die Schwalben in der Ecke über dem Tisch ihre Jungen fütterten und fröhlich zwitscherten. Hin und wieder hörte Talja auf zu schreiben und beobachtete längere Zeit, wie die fürsorglichen Vögel ihren Jungen Mücken und Fliegen in die aufgesperrten Schnäbel schoben. Dann flogen die Schwalben aus dem Fenster, und das Mädchen machte sich wieder an die Arbeit. Sie



fürte Tagebuch über ihre Beobachtungen im Naturschutzgebiet und über dessen gefiederte Bewohner. Sicherlich war ihr leicht und fröhlich zumute, wenn sie bei dem melodischen Gezwitscher der Schwalben arbeiten konnte.

Die Schwalben weckten Talja mit dem ersten Sonnenstrahl und erlaubten ihr nicht, die schönsten Morgenstunden zu verschlafen. Überhaupt waren die Schwalben ein guter Wecker für das Naturschutzgebiet.

Auch wir wachten jeden Morgen von ihrem fröhlichen Gezwitscher auf. Wir öffneten das Fenster und erfreuten uns lange an dem Anblick der schönen und schnellen Vögel, die über den Bäumen dahinfliegen, als glitten sie über die glatte, glänzende Bläue des Morgenhimmels. Hinter dem Fluß stieg die Sonne auf, färbte die Baumwipfel rosig und die über den Wipfeln dahingleitenden schwarzen Schwalben golden.

Die Schwalben flitzten durch die Luft und erhaschten im Flug mit ihren breiten Schnäbeln verschiedene Insekten. Hatte einer der

Vögel eine Beute erjagt, dann flog er zum Nest, das sehr geschickt unter dem Dach befestigt war und aus dem sich ihm sofort die Köpfe der Jungen mit gierig aufgesperrten Schnäbeln entgegenstreckten. Der Vogel steckte einem der Jungen das Futter in den Schnabel und flog wieder davon, um neue Beute zu holen.

Wir waren erstaunt, daß diese Vögel nicht müde wurden, von morgens bis abends, fast ohne auszuruhen, in der Luft nach Schnaken zu jagen und ihre Jungen zu füttern. Nur bei starkem Unwetter oder Regen flogen die Schwalben nicht über den Hof und über die Wiese, sondern zogen sich unter das Dach zurück, wo sie in den Nestern oder neben ihnen saßen.

Eines Tages war es drückend und schwül, schon seit dem Morgen. Gegen Mittag zog jenseits des Flusses langsam eine große graue Wolke heran. Es war völlig windstill geworden, während die Wolke ständig wuchs und den Himmel wie mit einem schweren grauen Vorhang verhüllte. Bald war auch die Sonne bedeckt, ringsum wurde alles grau und trübe. Plötzlich kam von irgendwoher ein Wind auf, die Äste an den Bäumen erzitterten in der Luft, Staub und Blätter wirbelten empor. Ein greller Blitz flammte auf, und es war, als ob sich der Himmel durch einen schrecklichen Schlag spaltete. Es goß wie aus Eimern. Windstöße unterbrachen die Wasserflut, zerstäubten sie und trugen sie durch die Luft. Die großen Regentropfen trommelten wie Hagel auf das Dach.

Im Speisezimmer löste sich ein Fensterladen vom Haken und schlug so kräftig gegen das Fenster, daß die Scherben klirrend zu Boden fielen. Der Fensterladen wurde losgerissen und fiel ebenfalls zu Boden. Im Zimmer roch es sofort frisch und scharf nach Regen und frischem Grün.

Die Regenbö verzog sich so schnell, wie sie gekommen war. Die Sonne kam wieder hervor, und das feuchte Gras, die Blätter an den Bäumen und die munteren Bäche, die über die Wege sprangen und

gurgelten, um sich dann in glitzernde Seen zu ergießen, erglänzten blendend hell.

Wir gingen in den Garten, um den herabgefallenen Fensterladen wieder aufzuheben.

„Sehen Sie nur, der Wind hat eines der Nester heruntergeschlagen!“ rief Ljubow.

Tatsächlich lag ein zerstörtes Schwalbennest auf der Erde, und daneben krabbelten die naßgewordenen, noch halbbetäubten Jungen herum. Das Elternpaar flog mit aufgeregten Schreien über ihnen auf und ab, konnte aber nicht helfen.

Ljubow sammelte die Jungen vorsichtig auf und versuchte sie mit ihrem Atem zu erwärmen.

„Was soll man nun mit ihnen tun?“ fragte sie.

Wir schlugen vor, die Jungen auf die benachbarten Nester zu verteilen. Die anderen Schwalben würden nicht merken, daß sich ihre Jungen um eins vermehrt hatten, und würden es zusammen mit den eigenen durchfüttern.

„Und was wird mit den Eltern? Sehen Sie doch nur, wie sie um mich herumflattern und um ihre Kinder bitten. Und wir wollen sie ihnen ganz fortnehmen? Nein, wir müssen eine andere Lösung finden.“

Ljubow trug die Jungen ins Haus, wärmte Watte an und legte die Jungen in das warme Wattenest. Sie erwärmten sich sehr schnell, wurden wieder fröhlich und begannen um Nahrung zu betteln. Man brauchte ihnen nur einen Finger hinzuhalten, so reckten sie alle gleichzeitig die Hälse und öffneten ihre großen, gelben Schnäbel. Wir fingen Fliegen und steckten sie ihnen ins Schnäbelchen. Die Jungen verschlangen sie augenblicklich und piepten von neuem nach Nahrung. Diese Fliegenjagd strengte uns furchtbar an. Endlich schienen die Jungen satt zu sein, sie baten nicht mehr um Nahrung und schlummerten in ihrem Wattenest ein wenig ein.



Ljubow ging sofort in den Garten. Sie stellte eine Leiter ans Fenster und versuchte das heruntergefallene Lehmnest wieder an seinem alten Platz an der Wand zu befestigen. Es fiel aber von neuem herunter, und ihre ganze Mühe war umsonst.

Wir rieten wieder, die Jungen auf die anderen Nester zu verteilen, aber Ljubow blieb hartnäckig: Sie wollte es nicht aufgeben.

„Und wie wäre es, wenn wir es mit Tischlerleim an die Wand klebten?“

„Aber wer klebt denn Lehm mit Leim zusammen!“ Nikolai Sergejewitsch zuckte die Schultern; er billigte diesen Einfall nicht. „Du kannst ja auch die Jungen am Nest festkleben. Laß sie uns lieber auf die Nester verteilen und nach Hause gehen.“

„Und mir ist doch etwas eingefallen!“ rief Ljubow plötzlich. „Ich werde ihnen gleich ein Nest aus Lappen machen.“

Sie lief ins Haus und brachte ein Stück grauen Stoff, Nägel und einen Hammer und schlug den Stoff wie eine Tasche genau an die Stelle, an der sich vorher das Nest befunden hatte. In diese Tasche legte sie die Unterlage aus dem heruntergefallenen Nest und setzte dann die kleinen Vögel hinein.

„Die Alten werden kaum an deine Einrichtung heranfliegen“, sagte Nikolai Sergejewitsch mißtrauisch und schüttelte den Kopf, „und die Jungen werden vor Hunger darin umkommen.“

Wir zweifelten ebenfalls an dem Erfolg dieses Einfalls und gingen zur Seite, um zu beobachten, was weiter geschehen würde.

Zuerst hielten sich die Schwalben in einiger Entfernung. Die Jungen streckten ihre Köpfchen aus dem Nest und forderten laut piepsend Nahrung. Aber die Alten fürchteten sichtlich, sich diesem ihnen ungewohnten Gegenstand zu nähern, der plötzlich an Stelle ihres Nestes erschienen war. So flogen und kreisten sie ziemlich lange umher. Dann bekam plötzlich einer der Vögel Mut, flog ganz dicht an das Nest heran und steckte Nahrung in den aufgesperrten Schnabel eines jungen Vögelchens. Der andere Vogel folgte sofort diesem Beispiel.

„Sie füttern sie, sie füttern sie!“ rief Ljubow und klatschte in die Hände. „Ich habe ja gesagt, daß mir etwas einfällt!“

Tatsächlich schienen sich die Alten an das ungewöhnliche Aussehen des Nestes zu gewöhnen und flogen abwechselnd an das Nest heran, um die Jungen zu füttern. Und als der Abend kam, schlüpfen sie sogar selbst hinein.

Unser erster Gang am nächsten Morgen führte uns zu Ljubows neuen Zöglingen. Was sahen wir? Der ganze vordere Teil des Lumpennestes war sorgfältig mit Lehm verklebt. Die kleinen gefiederten Baumeister hatten ihr neues Häuschen schon am frühen Morgen, in der Dämmerung, nach ihrem Geschmack verputzt.

So zogen die Schwalben ihre Jungen in dem Nest aus Lappen groß. Als aber die Zeit heran war, daß die jungen Vögel flügge wurden, flog die ganze Familie auf die Wiesen und schloß sich anderen Schwalbenfamilien an.

Das Lappennest verödete. Aber hin und wieder flog plötzlich einer seiner früheren Bewohner, nun schon ganz erwachsen und schmuck, mit kleinen Zöpfchen am Schwanz, an das Nest heran, schlüpfte nach alter Gewohnheit hinein, setzte sich, ruhte aus und flog wieder davon.



Wölfe

Etwa fünf Tage nach unserer Ankunft im Urwald fand ein Jäger des Naturschutzgebietes im Wald einen gerissenen Hirsch. Er lag auf einer Lichtung, und ringsherum war die Erde völlig zertrampelt, wie umgegraben. Überall lagen Wollfetzen umher, und das Gras war mit Blut bespritzt. Der Hirsch hatte offensichtlich sehr lange mit seinen Feinden gekämpft.

Der Jäger sah sofort, daß das ein Werk der Wölfe war. Wahrscheinlich befand sich ihre Höhle mit den Jungen in der Nähe. Man begann nachzuspüren, woher die Wölfe nachts kämen, um ihre Beute zu fressen.

Ein Tier ohne Schnee, auf einem schwarzen Pfad, wie man es nennt, aufzuspüren, ist nicht einfach. Aber die Jäger des Naturschutzgebietes sind erfahrene Pfadfinder. Sie leben seit Dutzenden von Jahren, einige sogar seit ihrer Geburt im Urwald und sind es gewohnt, seine vierbeinigen und gefiederten Bewohner aufzuspüren.



Sie lesen aus verschiedenen, kaum bemerkbaren Kennzeichen – Eindrücken im Boden und im Moos, einem abgebrochenen kleinen Zweig oder einer Schramme an einem Baumstamm – wie aus einem Buch, wie die Bewohner des Urwaldes leben und was sie tun. Nach großer Mühe endlich gelang es dem Jäger, die Wolfshöhle ausfindig zu machen. Sie lag mitten im Wald, in einer entlegenen, verwilderten Schlucht. Dort war das Räubernest in einer Grube unter den herausgerissenen Wurzeln einer alten, umgestürzten Kiefer angelegt worden, so daß es sehr leicht gewesen wäre, hineinzukriechen und die jungen Wölfe zu fangen. Der Jäger ging aber nicht einmal dicht an das Lager heran. Hätte man die Jungen herausgenommen, dann wären die alten Wölfe, die schlimmsten Räuber, von diesem Ort fortgezogen. Sie hätten woanders weiterhin die Tiere des Natur-

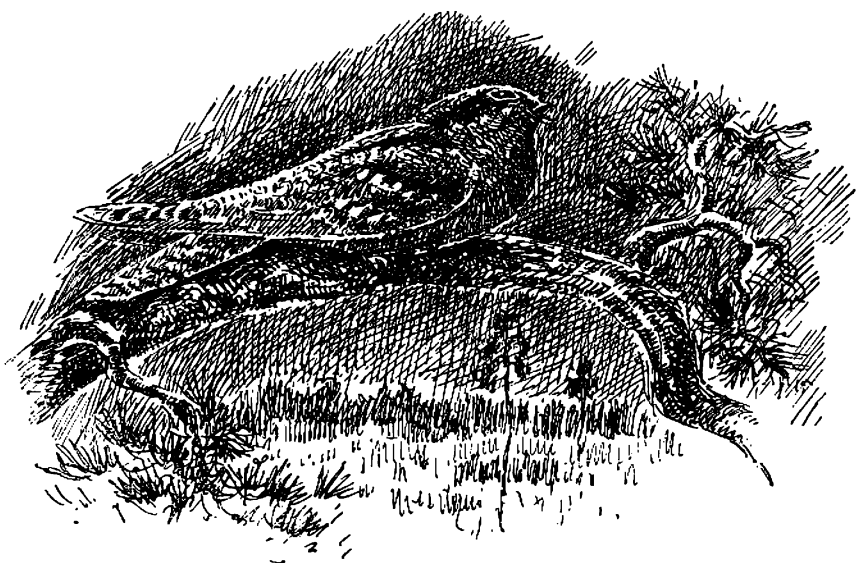
schutzgebietes vernichtet, und im nächsten Frühjahr hätten sie einen neuen Wurf gehabt. Deshalb mußten, koste es, was es wolle, zuerst die alten Wölfe getötet werden, dann erst konnte man die Jungtiere holen.

Wladimir wurde sofort benachrichtigt, daß das Wolfslager gefunden war.

Man beschloß, den Wölfen nachts bei dem gerissenen Hirsch aufzulauern. Der Tag der Jagd wurde festgesetzt, und zum verabredeten Termin begaben sich Wladimir, der Jäger und einige Waldhüter mit uns auf den Weg, um die Wölfe abzufassen.

Wir fuhren in leichten, schmalen, mit Pferden bespannten Wagen an den Jagdort, um den Wölfen keine Witterung von menschlichen Fährten zu geben. Wir saßen schweigend in den Wagen, die leise über entlegene Waldwege fuhren. Es wurde schon Abend, die Sonne ging unter, und im Urwald wurde es allmählich still. Nur hin und wieder hörten wir den Pfiff eines Vogels. Eine Goldammer schrie wie eine wilde Katze; das bedeutete wohl Regen. Aus dem Wald wehten uns Feuchtigkeit und abendliche Kühle entgegen. Die Mücken begannen zu stechen. Sie sirrten rings um uns in verschiedensten Tonhöhen. Als wir ihr unheilverkündendes Summen hörten und uns dieser Blutsauger zu erwehren suchten, wurde uns unheimlich zumute. Wie sollten wir bei solchen Nachbarn die ganze Nacht über im Wald aushalten? Sie würden uns wahrscheinlich schneller aufessen als die Wölfe ihre Beute!





Endlich kamen wir auf die Lichtung, auf der der von den Wölfen gerissene Hirsch lag. Jeder Jäger sprang an dem ihm vorher bestimmten Platz vorsichtig ab und verbarg sich; einer unter einem Strauch, ein anderer auf einem Baum.

Sie verteilten sich so, daß der Wind aus der Richtung zu ihnen blies, in der die Höhle lag. Hätte er von der Jägerseite geweht, so hätten die vorsichtigen Tiere die Menschen sofort gewittert und wären um keinen Preis zu ihrem nächtlichen Gelage gekommen.

Als die Jäger sich auf ihre Plätze verteilt hatten, fuhr der Kutscher sofort wieder nach Hause.

Es war dunkel. Die Nacht brach herein, eine stille Sommernacht im tiefen Wald. Allmählich verstummten die Stimmen der Tagesvögel. Aber der Wald schlief nicht; in ihm erwachte ein anderes, geheimnisvoll anmutendes nächtliches Leben.

In entfernten Waldsümpfen begann eine Eule wild zu lachen. In den dunklen Sträuchern hörte man Geräusche, als ob ein Unsichtbarer das am Boden liegende, vorjährige Laub bewegte. Auf der

Lichtung zirpten im Gras unaufhörlich Grashüpfer, und – als wollten sie antworten – riefen im Wald die Ziegenmelker. Diese seltsamen Nachtvögel mit dem weichen Eulengefieder haben einen winzig kleinen Schnabel; ihr Rachen hingegen ist so groß wie das Maul einer Kröte.

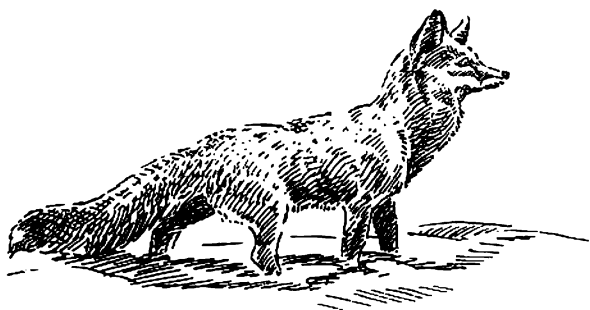
Über dem Wald ging langsam der Mond auf; es wurde plötzlich alles wieder heller, beinahe durchsichtig. Die Lichtung bedeckte sich mit Tau, begann silbrig zu glänzen, und lange Baumschatten krochen wie schwarze Schlangen über sie hin. Eine herrliche Luft! Frisch und berauschend durch den kräftigen Duft nach jungem Laub und Sumpfgräsern.

Nur die Mücken vergifteten den Reiz dieser Nacht. In ganzen Wolken umschwärmten sie uns, singend und heulend wie unheilverkündende Waldgeister. Sie krochen in jedes kleine Loch und in jede Ritze der Kleidung. Selbst die Mückennetze halfen nicht viel. Und doch mußten wir sitsitzen, durften uns nicht bewegen, nicht einmal rühren. Das nutzten die unerträglichen Blutsauger reichlich aus. Jede einzelne von ihnen flog uns bis ans Ohr heran und sang leise und einschmeichelnd: „Nur i-i-ich, nur i-i-ich. . .“ Dann sog sie sich mit Blut voll und flog davon. An ihrer Stelle erschien sofort eine zweite, eine dritte und vierte, und jede versicherte der Reihe nach: „Nur i-i-ich.“

Die Mücken plagten uns in dieser Nacht fürchterlich. Dafür vertrieben sie uns aber den Schlaf. Die Schlaflust verging uns mit ihrer Hilfe vollkommen.

Mit verhaltenem Atem und die Mückenqual erdulnd, warteten die Jäger unbeweglich darauf, daß die Wölfe kämen, um von ihrer Beute zu fressen. Von den Wölfen war jedoch noch immer nichts zu bemerken.





Der Mond hatte den freien Raum über der Lichtung schon fast durchwandert und begann hinter den Wald zu sinken. Die Nacht ging zu Ende.

Da huschte plötzlich ein Schatten durch die Sträucher, tauchte auf und verschwand. Dasselbe wiederholte sich noch einmal. Aus den Sträuchern kam ein Tier auf die Lichtung. Es blieb stehen, sah sich lange um und näherte sich dann zögernd, schleichend dem Hirschkadaver.

Warum aber war das Tier so klein, kleiner als ein Hund, und warum hatte es eine so lange Fahne, gar keinen wolfsähnlichen Schwanz? Es war ein Fuchs!

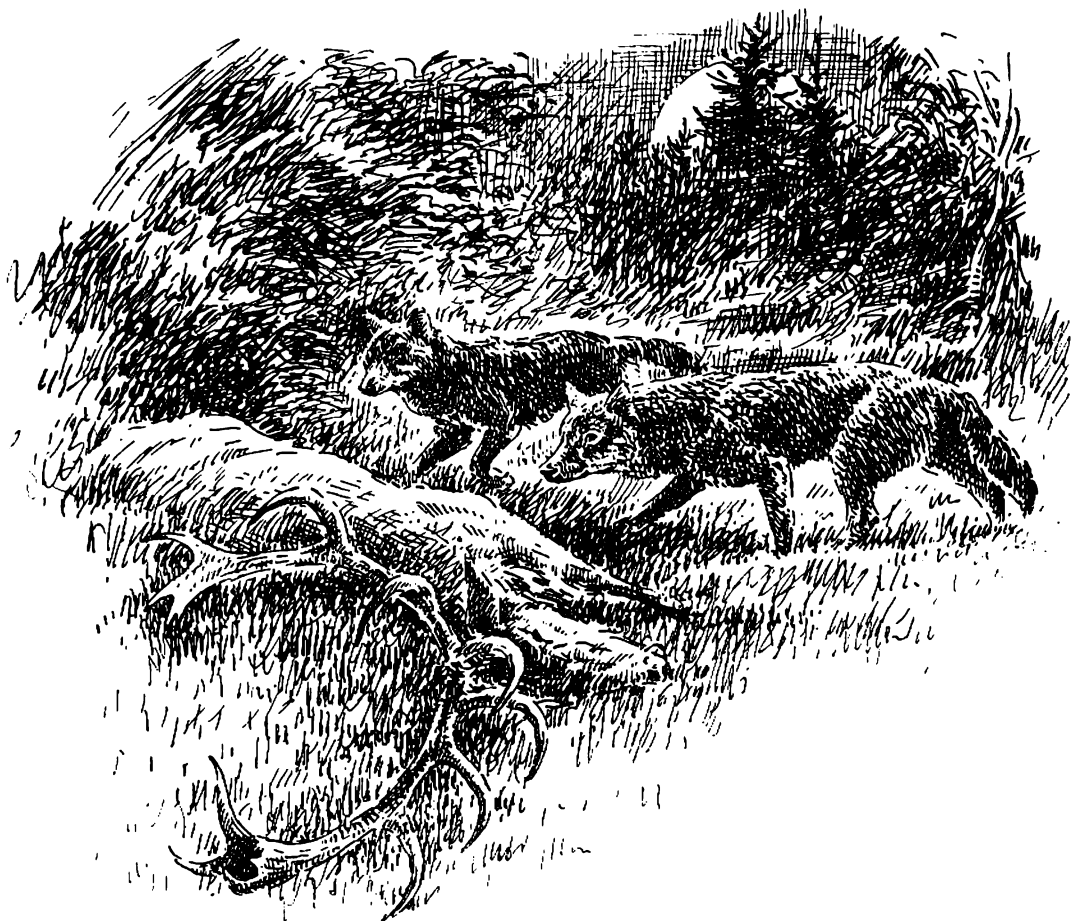
Er schlich sich an das Aas heran und verschwand hinter ihm. Man hörte Geräusche. Der Fuchs nagte und riß an dem Fleisch.

Plötzlich sprang er wie ein Ball von dem Aas zurück und jagte über die Lichtung in den Wald. Im selben Augenblick erschienen am anderen Ende der Lichtung zwei andere Schatten. Ohne den verschwindenden Fuchs zu beachten, liefen sie sofort auf den Hirsch zu. Offensichtlich hatte sie der Umstand, daß der Fuchs dort gewesen war, ermutigt, und sie liefen kühn zur Beute.

Ihre hageren, kräftigen Körper waren schon ganz deutlich zu unterscheiden. Im bläulichen Halblight des Mondes erschienen sie bald weißlich, bald wieder, wenn sie zwischen die Bäume in den Schatten traten, ganz schwarz.

Endlich kamen die Wölfe hinter den Bäumen hervor. Im selben Augenblick blitzte fast gleichzeitig von den verschiedenen Rändern der Lichtung Feuer auf, und zwei Schüsse krachten.

Ein Wolf sank auf der Stelle getroffen nieder, der andere fing an, sich zu drehen, fiel, sprang wieder auf und stürzte in Richtung auf die Sträucher davon. Wieder blitzte ihm Feuer entgegen; er warf sich herum, begann zu schwanken und fiel. Schon eilten die Jäger von den verschiedenen Enden der Lichtung zu den verendeten Tieren. Die Jagd war beendet. Beide Elterntiere, Rüde und Wölfin, waren erledigt.





Gleich auf der Lichtung wurde ein Scheiterhaufen aufgeschichtet und das Lagerfeuer aus Rache an den Mücken mit Kiefern- und Wacholderzweigen gespeist. Der Wacholder knisterte fröhlich, die Flamme schlug empor, und Funken flogen wie eine leuchtend

goldene Fontäne gerade nach oben. Es roch ein wenig bitter nach Wachholderrauch. Dieser Geruch gefiel den geflügelten nächtlichen Bösewichten nicht, sie flogen fort von dem Lagerfeuer und sangen nur noch von weitem ihre tückischen Lieder.

Sommernächte sind kurz. Bald tagte es wieder. Die Vögel erwachten und fingen an zu singen. Ein eifriger Specht klopfte an einem Baum, und tiefer im Wald erklang eine uns allen von Kindheit auf vertraute Stimme: „Kuckuck, kuckuck!“

Der Morgen graute, der Himmel wurde allmählich heller und färbte sich grünlichblau wie Meereswasser.

Wir erreichten die Waldschlucht, in der sich die Wolfshöhle befand, umringten diese und gingen dann leise aufeinander zu.

In der Grube regte sich etwas unter den Wurzeln, eine kleine Tier-schnauze wurde sichtbar, verschwand aber sofort wieder.

Der Jäger stieg in das Lager. Die Wolfsjungen saßen dicht aneinandergedrängt. Sie wehrten sich verzweifelt und bissen fest zu, als man sie herauszog. Der Jäger hatte das jedoch mit eingerechnet und sich rechtzeitig mit dicken Zelttuchfäustlingen versehen.

Die gefangenen Wölfe erinnerten an Welpen der deutschen Schäferhunde; sie waren ebenso grau, hatten stehende Ohren, aber einen steilstirnigen Kopf, und ihre erschreckt hin- und herhuschenden Lichter sahen aus wie die eines wilden Tieres. Es waren insgesamt drei, und man steckte sie in einen Sack.

Wir kehrten mit unserer Beute auf die Lichtung zurück, auf der der erlegte Wolf und die Wölfin lagen. Im Morgenlicht konnten wir sie nun gut betrachten. Es waren alte Elterntiere, bedeutend größer als große Hunde.

Bis dahin hatten wir nur Wölfe im Winterpelz gesehen, grau und wollig. Diese aber waren rotbraun, mit glatter, kurzer Wolle, unter der sich der muskulöse, hagere Körper der Tiere scharf abzeichnete. Die Läufe schienen sehr lang, der Kopf groß und schwer. Wir versuchten einen von ihnen anzuheben.

„Oh, ist der schwer! Vierzig Kilogramm wird er haben.“

Während wir die erlegten Wölfe betrachteten, zog Wladimir ein Bandmaß und ein Notizbuch hervor und begann die Tiere auszumessen, weil er die Maße für seine wissenschaftliche Arbeit brauchte.

Bald kam, wie wir am Abend bereits verabredet hatten, ein Wagen, um uns abzuholen. Wölfe und Sack legten wir darauf, während die Jäger in fröhlicher Unterhaltung hinter dem Fuhrwerk einhergingen.

Besonders froh war Wladimir. Erstens war es für ihn als Organisator der Jagd natürlich erfreulich, daß sie so erfolgreich verlaufen war. Nicht weniger angenehm war jedoch die Tatsache, daß einer der Wölfe gerade auf ihn zugelaufen war und er ihn mit einem Schuß erlegt hatte. Wladimir erlebte noch einmal die Aufregungen



der Jagd und erzählte lebhaft: „Zuerst kommen beide weit entfernt von mir heraus. Als wir dann das Feuer auf sie eröffnen, sehe ich, daß einer direkt auf mich zukommt. Bei mir aber hat sich der Gewehrriemen am Knopf festgehakt. Na, denke ich, der ist entkommen! Ich ziehe mit aller Kraft, und der Knopf fliegt davon. Inzwischen ist der Wolf auf fünf Schritte heran. Ich jage ihm einen Schuß direkt in die Stirn, und er rührt sich kein einziges Mal mehr . . . Nicht schlecht haben wir heute gejagt: zwei alte Wölfe und drei Wolfsjunge. Sonst hätten wir jetzt noch fünf Wölfe mehr in unserem Urwald.“

Trotz der durchwachten Nacht fühlten sich alle Teilnehmer der Jagd frisch; denn das war nicht nur eine erfolgreiche Jagd, sondern eine wichtige Angelegenheit: Ein ganzes Räubernest war ausgehoben worden. Wieviel mehr Hirsche, Rehe und Sauen würden nun am Leben bleiben! Es war Grund genug zur Freude.



Gefiederte Räuber

Die vierbeinigen Räuber, Wölfe und Luchse, fügten dem Naturschutzgebiet beträchtliche Schäden zu. Sie vernichteten viele wertvolle Tiere, und deshalb wird im Urwald ein beständiger Kampf mit Wölfen und Luchsen geführt.

Die Frage jedoch, wie schädlich die verschiedenartigen gefiederten Räuber unter den Lebensbedingungen des Belowesher Urwaldes sind, mußte noch geklärt werden; denn nicht alle Raubvögel sind nur schädlich. Einige, die Nagetiere vernichten, sind dem Menschen sogar nützlich.

Mit der Lösung dieser Frage beschäftigte sich Wladimir. Vor allem beschloß er festzustellen, womit die Raubvögel ihre Jungen füttern. Er stellte zu diesem Zweck den berittenen Forstwächtern und Jägern die Aufgabe, alle Raubvogelhorste zu verzeichnen, die sie während ihrer Rundgänge bemerkt hatten. Nun liefen allmählich bald aus dem einen, bald aus dem anderen Forstrevier die Nachrichten über gefundene Nester ein.

Für Wladimir begann eine heiße Zeit. Wenn er eine Meldung über einen Horst erhalten hatte, eilte er auf der Stelle in den bezeichneten Abschnitt und stellte fest, zu welchem Vogel das gefundene Nest gehörte und in welchem Waldstück es sich befand.

Nicht selten geschah es, daß er, kaum aus dem einen Forstrevier zurückgekehrt, sich sofort in ein anderes begab.

Es war für Wladimir sehr schwierig, allein dieser Aufgabe Herr zu werden; deshalb begann Talja, ihm zu helfen.

Zu zweien ging es bedeutend schneller vorwärts, und so hatten sie zu Beginn des Sommers etwa zweihundert Horste von verschiedenen Raubvögeln gezählt. Unter ihnen befanden sich die Nester von

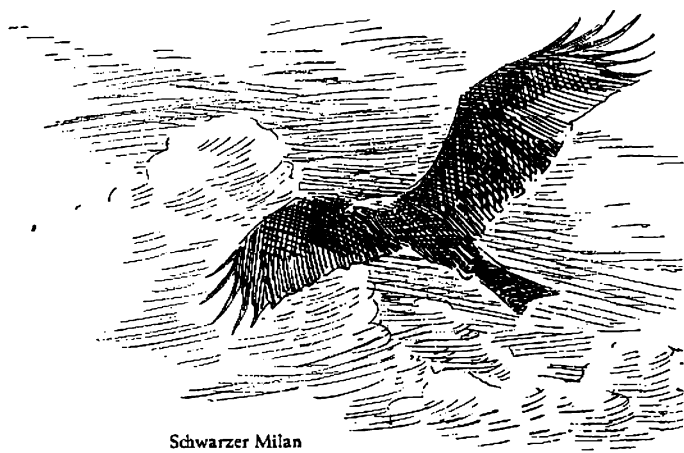


Hühnerhabichten und Sperbern, von schwarzbraunen Milanen, Wanderfalken, Schreiadlern und vielen anderen.

Jede Vogelart hält sich bei dem Nestbau an besondere Waldtypen. So nistet der Schreiadler im Urwald hauptsächlich im Erlenholz, der Hühnerhabicht im Fichtenwald, der Kauz dagegen an den verschiedensten Stellen.

Der Milan baut seinen Horst auf den Wipfeln hoher Bäume, der Schreiadler horstet dagegen im Dickicht der Zweige. (Wanderfalke und Lerchenfalke [Baumfalke] bauen nicht selber, sondern benutzen, neben anderen, gern den Horst des Milans.)

Wladimir wählte zehn Horste von verschiedenen Raubvogelarten aus und begann mit Talja zusammen mit seinen Beobachtungen. Er wollte feststellen, womit jede Vogelart ihre Jungen füttert. Wie sollte man das aber anfangen? Man konnte doch von unten nicht sehen, was die Eltern ihren Jungen mitgebracht hatten, wenn sie es ihnen oben auf einem hohen Baum reichten.



Schwarzer Milan

Zwar gibt es eine Art, die von den Raubvögeln verschlungene Beute festzustellen, und zwar auf Grund des Gewölles – der Nahrungsreste, die sie unverdaut wieder von sich geben. Wladimir wollte aber die Untersuchungen genauer führen. Um ungehindert auf einen hohen Baum klettern und beobachten zu können, was in dem Nest geschieht, nagelte er Sprossen an den Stamm und kletterte zu den Nestern empor. Damit die jungen Vögel die von den Eltern mitgebrachte Beute nicht auffraßen, beschloß er, ihnen besondere „Maulkörbe“ anzulegen. Diese Methode war von einem sowjetischen Naturforscher vorgeschlagen worden, und Wladimir und Talja wollten sie bei ihrer Arbeit anwenden.

Der Maulkorb, aus weichem Wildleder genäht, wird über den Schnabel des Vogels gezogen und hinter dem Kopf mit einem Band festgehalten. Mit einem solchen Maulkorb können die Jungen die von den Alten mitgebrachte Nahrung nicht zu sich nehmen. Die Alten fliegen herbei und lassen die Beute gewöhnlich im Nest, so daß man daraus leicht ersehen kann, was und welche Menge die erwachsenen Vögel für ihre Jungen herbeigeschleppt haben. Damit die kleinen Vögel nicht Hunger leiden, werden sie aus der Hand mit Fleisch gefüttert.

Talja nähte die Maulkörbe. Sie saß einen ganzen Tag an dieser Arbeit. Am nächsten Morgen ging sie mit Wladimir in den Wald, um die Maulkörbe erst einmal auszuprobieren. Außerdem wollten sie feststellen, wie sich die jungen Vögel mit den Maulkörben benehmen und wie sich die Eltern dazu verhalten würden.

Als erstes wollten sie sich das Nest eines Käuzchens vornehmen. Käuzchen sind im Belowesher Urwald sehr häufig, und wenn mit den Jungen etwas geschähe, könnte man ohne Schwierigkeit ein anderes Nest finden.

Das ausgewählte Nest befand sich auf einer hohen Erle, nicht weit vom Haus entfernt. Als Wladimir und Talja an den Baum herankamen, waren die erwachsenen Käuze gerade nicht im Nest; sie waren wohl ausgeflogen, um Futter für die Jungen zu holen. Wladimir nahm Talja die Maulkörbe ab und kletterte auf den angeschlagenen Sprossen den Baum empor bis zum Nest.

Die Jungen waren schon fast befiedert, nur auf Kopf und Rücken hatten sie noch weißen Flaum.

Nachdem sich Wladimir möglichst bequem auf dem Baum nieder-

gelassen hatte, begann er den Jungen die Maulkörbe anzulegen. Während dieser Zeit kam das Kauzweibchen an das Nest geflogen. Es kreiste mit kläglichem Schreien über dem Baum, wagte aber nicht, dichter heranzufiegen.

Die jungen Vögel verhielten sich mit ihren Maulkörben auch nicht ruhig. Sie versuchten immerfort,



sich von ihnen zu befreien, und wühlten dabei so herum, daß eines von ihnen beinahe aus dem Nest gefallen wäre.

Um sie am Fallen zu hindern, holte Wladimir eine Schnur aus der Tasche, zerschnitt sie und band die jungen Käuzchen mit ihren Fängen in der Mitte des Nestes fest.

Aber auch das half nicht. Nach genau zwei Sekunden hatten sich die jungen Vögel untereinander voll-

ständig verwickelt und zappelten hilflos. Er konnte nur eines von ihnen im Nest lassen und mußte die beiden anderen herausnehmen. Wladimir hielt die Vögelchen vorsichtig fest, kletterte vom Baum und brachte sie nach Hause, während Talja dort blieb, um das Nest zu beobachten.

Abends kam Talja nach Hause. Sie machte einen recht zufriedenen Eindruck, griff gemächlich in die Tasche, holte ein kleines Päckchen heraus und schlug es auf: Ein kleiner grauer Vogel und zwei Mäuse lagen darin. Das war die Beute, die die Käuze ihrem im Nest verbliebenen Jungen gebracht hatten. Der Versuch war gelungen. Nun konnte man auch allen anderen Jungvögeln in den Versuchsnestern die Maulkörbe anlegen.

Die beiden folgenden Tage vergingen damit, daß sie alle Nester aufsuchten, die überflüssigen Jungvögel herausnahmen, die übrigen an das Nest banden und ihnen Maulkörbe anlegten.



Talja und Wladimir gingen im Morgengrauen aus dem Haus und kehrten erst spätabends zurück. Wenn sie völlig erschöpft heimkamen, wurden sie hier schon von den früher mitgebrachten Jungvögeln mit hungrigem Schreien empfangen.

Statt sich auszuruhen, mußten sie eilig Fleisch zerschneiden und ihre gefräßigen Pfleglinge füttern. Einige nahmen die Nahrung sofort; mit anderen mußten sie sich erst abmühen, ihnen die Schnäbel öffnen und das Futter hineinstopfen.

Diese Arbeit verrichtete meist Talja. Sie erwies sich hierbei als sehr viel erfinderischer als Wladimir. Während er mit einem Vogel zu tun hatte, war sie schon mit dreien oder sogar mit vierten fertig geworden.

Mit den Jungvögeln zu Hause hatten sie schon viel Mühe; noch sehr viel mühsamer war es jedoch mit denen, die in den Nestern geblieben waren. Sie mußten es sehr geschickt anfangen, den Vogel mit der Hand zu fangen, damit er sich nicht stieß und seine festgebundene Klaue nicht beschädigte, und ihm den Maulkorb abzunehmen; dann erst konnten sie ihn füttern.

All das mußte in schwindelnder Höhe geschehen, wobei sie jeden Augenblick in Gefahr schwebten, tödlich abzustürzen.

Die Jungvögel wurden zweimal am Tag gefüttert, und gleichzeitig wurde die Beute aus dem Nest genommen, die die Eltern ihnen mitgebracht hatten.

Meist erkletterte Wladimir die Bäume; wenn er aber in der Verwaltung mit anderen Dingen beschäftigt war, mußte Talja den Rundgang zu den Nestern allein machen. Und sie bewältigte wirklich ausgezeichnet diese Aufgabe.

Einmal flog das Weibchen eines Hühnerhabichts herbei, als Talja zu seinem Horst hinaufgeklettert war und dort gerade sein Junges gefüttert hatte. Als das Weibchen einen Menschen an seinem Nest gewahrte, noch dazu mit dem Jungen in der Hand, ließ es



augenblicklich die Beute aus den Fängen und stürzte sich wütend auf das Mädchen.

Während Talja ihr Gesicht vor den Schlägen schützte und ständig in Gefahr war, aus zwanzig Meter Höhe abzustürzen, legte sie dem Vogeljungen trotzdem den Maulkorb an, nahm die im Nest liegende Beute heraus und kletterte dann erst von dem Baum herunter. Talja kam über und über mit Wunden von den Habichtsfängen bedeckt nach Hause; ihre Aufgabe aber hatte sie trotzdem erfüllt.

Den Beobachtungen an dem Nest des Hühnerhabichts widmeten Wladimir und Talja ihre Aufmerksamkeit besonders, weil der Hühnerhabicht beträchtlichen Schaden anrichtet. Deshalb hätte Wladimir gern wenigstens ein weiteres Hühnerhabichtsnest gefunden.

Das war aber eine schwierige Sache. Der Hühnerhabicht horstet tief im Wald auf hohen Bäumen. Es ist sehr schwer, sein Nest zu entdecken; denn er legt es nicht direkt auf dem Wipfel an, sondern inmitten von Zweigen dicht am Stamm.

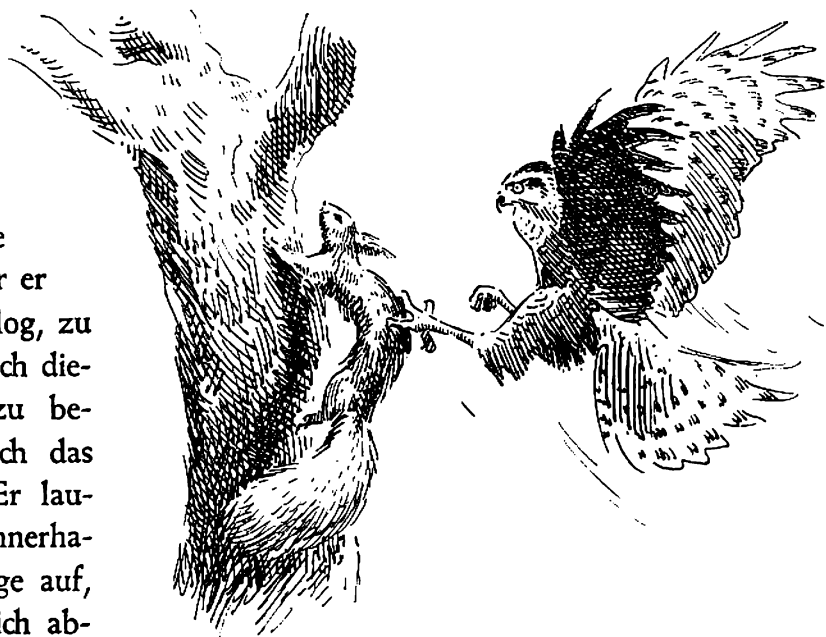
Auch den Hühnerhabicht selbst zu sehen, ist nicht so leicht. Er schwebt nicht über dem Wald, wie der Milan oder der Kauz, sondern fällt seine Beute wirklich wie ein Räuber aus dem Schutz der Bäume an. Deshalb war es nicht verwunderlich, daß Wladimir das gewünschte Nest lange nicht finden konnte.

Endlich gelang es ihm, festzustellen, daß ein Hühnerhabichtspärchen unmittelbar im Zentrum des Urwalds nistete, ganz in der Nähe der Plätze, an denen die Auerhähne im Frühjahr balzten. Dieser Teil des Waldes war vollständig mit bemoosten Sümpfen und alten Fichtenwäldern bedeckt.

Gerade hier, nicht weit von der Auerhahnbalz, hatte sich das Räuberpärchen offenbar eingenistet. Während seiner Rundgänge fand der Jäger dort jeden Tag entweder die Reste eines jungen Auerhahns, eines Haselhuhns oder eines geschlagenen Hasen. Nach diesen Überresten bestimmte Wladimir das Jagdrevier des Hühnerhabichts.

Der Räuber beflog sein Jagdrevier nicht wahllos. Er belauert seine Opfer an verschiedenen Stellen aus dem Hinterhalt, indem er sich irgendwo in den Ästen verbarg und lauerte. Wenn sich lange keine Beute zeigte, flog der Habicht zu einer anderen Stelle. So durchsuchte er sein Jagdgebiet so lange, bis er einen Vogel oder ein kleines Tier gefangen hatte.

Wladimir beschloß, den Hühnerhabicht aufzuspüren, die Richtung, in der er mit der Beute flog, zu notieren und nach dieser Richtung zu bestimmen, wo sich das Nest befand. Er lauerte dem Hühnerhabicht einige Tage auf, bis er ihn endlich abpaßte.



Wladimir versteckte sich unter einem Wacholderstrauch. Plötzlich flog ganz dicht vor ihm ein Haselhuhn auf. In dem gleichen Augenblick tauchte irgendwoher aus dem Dickicht der Hühnerhabicht auf, und noch bevor Wladimir sich besinnen konnte, packte der Habicht das Haselhuhn und verschwand im Wald.

Wladimir zog den Kompaß heraus, stellte die Richtung fest, in der der Hühnerhabicht verschwunden war, und vermerkte sie auf der Karte.

Ein andermal gelang es ihm, den Hühnerhabicht zu beobachten, als er ein Eichhörnchen schlug. Das Eichhörnchen versuchte sich vor dem gefiederten Räuber in Sicherheit zu bringen; es jagte ungestüm einen Baumstamm empor; wobei es wie auf einer Wendeltreppe rings um diesen herum lief.

Der Raubvogel ließ jedoch nicht von dem Eichhörnchen ab, sondern umflog den Stamm ebenso hastig. Schließlich riß er das Eichhörnchen mit seinen Fängen im Fluge vom Baum und flog mit seinem Opfer davon.

Wieder zog Wladimir seinen Kompaß und die Karte heraus, vermerkte die Richtung, in der der Habicht verschwunden war, und trug eine zweite Linie in seinen Plan ein.

Nun standen zwei Punkte auf dem Plan, und von jedem von ihnen ging eine gerade Linie aus. Wladimir verlängerte die Linien, bis sie sich schnitten. Es war klar, daß sich der Horst des Hühnerhabichts, zu dem er Nahrung für seine Jungen brachte, an diesem dritten Punkt befinden mußte.

Nachdem Wladimir diese mutmaßliche Stelle auf dem Plan genau studiert hatte, machte er sich auf die Suche nach dem Nest.

Er kam in einen entlegenen alten Nadelwald. Ringsum standen jahrhundertealte Kiefern, es roch nach Feuchtigkeit, und unter den Füßen breitete sich eine dicke Schicht trockener, gelbgewordener Kiefernadeln.

Nun war er in der Mitte des Jagens angekommen, in der sich nach seinem Plan das Nest befinden mußte. Wladimir schritt an dieser Stelle etwa zweihundert Meter im Geviert ab, besah darin jeden Baum, konnte aber das Nest nirgends entdecken. Er wollte bereits nach Hause gehen, als plötzlich nicht weit entfernt von ihm ein lautes „Kli-kli-kli“ ertönte. Wie angewurzelt blieb Wladimir stehen. Ein Irrtum war ausgeschlossen: Irgendwo ganz in der Nähe hatten die Jungen des Hühnerhabichts geschrien.

Nach einiger Zeit begannen die Jungen wieder zu schreien. Wladimir ging schnell dem Laut nach und kam zu einer riesigen alten Kiefer. Von hier ging deutlich das Schreien aus. Aber wie scharf er auch hinspähen mochte, ein Nest konnte er immer noch nicht sehen.

Wo mag es nur stecken? dachte er, indem er um den Baum herumging. Es war eine sehr hohe Kiefer mit einer mißgestalteten, verbreiterten Krone. Ihre dicken knorrigen Äste verliefen von einer Gabel aus wie die Fangarme eines riesigen Tintenfisches nach ver-

schiedenen Seiten. Aus dieser Gabel, so schien es, ertönte das Schreien der Jungen.

Wladimir trat zur Seite und lauschte noch einmal aufmerksam. „Natürlich haben die Jungen aus dieser Gabel geschrien.“ Er zeichnete sich diese Stelle ganz genau ein und ging dann, sehr zufrieden mit seiner Entdeckung, so schnell wie möglich nach Hause.

Am nächsten Tag erschien er mit Talja im ersten Morgengrauen, bewaffnet mit Axt, Säge und Nägeln, wieder am gleichen Ort.

Sie zimmerten sich schnell Sprossen und begannen mit dem Bau einer Leiter. Wladimir nagelte eine Sprosse fest, stellte sich darauf, dann nagelte er die nächste an und kletterte weiter, während Talja ihm nachstieg und das Material zureichte. So gelangten sie allmählich immer höher.

Während dieser Zeit flogen die Hühnerhabichte mehrmals den Kiefernwpfel an, flogen aber, durch die Menschen beunruhigt, wieder fort.

Schließlich war die letzte Stufe angeschlagen. Wladimir kletterte von der schmalen Leiter auf die Äste über und sah in die Baumgabel: Dort befand sich genau in der Mitte, in einer Vertiefung zwischen den Ästen, der Hühnerhabichtshorst.

Im Nest saß nur ein Junges. Als es den Menschen erblickte, sträubte es das Gefieder und zog sich an den Rand des Horstes zurück. Wladimir streckte die Hand nach ihm aus. Das Junge begann laut zu



Jagender Baumfalte

schreien. Da tauchte plötzlich aus den Zweigen das Habichtweibchen auf und stürzte sich auf Wladimir. Ihm kam dieser Angriff nicht unerwartet. Er hatte ihn vorausgesehen und sich vorsichtshalber eine wattierte Jacke angezogen, eine gefütterte Mütze aufgesetzt und hielt in den Händen Fäustlinge bereit. Während er sich geschickt des Habichts erwehrte, hatte er das Junge überwältigt, ihm den Maulkorb angelegt und war wieder von dem Baum heruntergeklettert.

Schon am nächsten Tag lieferte die Besichtigung des Nestes sehr interessante Ergebnisse: einen jungen Hasen und ein Haselhuhn. Am dritten Tag entdeckten sie einen jungen Auerhahn.

Überhaupt versprach dieser Horst, viel wertvolles Material über die Ernährung des Hühnerhabichts zu liefern.

Etwas jedoch beunruhigte Wladimir: Es befand sich nur ein Junges im Nest. Wie leicht konnte etwas mit ihm geschehen! Es vergingen tatsächlich keine zwei Wochen, als im Urwald, wie zum Trotz, ein starker Sturm und Hagel losbrach.

Er hatte sich kaum gelegt, als Wladimir auch schon in den Wald eilte, um nach den Versuchsnestern zu sehen. Wie erwartet, hatte der Sturm tatsächlich großen Schaden angerichtet. Aus drei Nestern hatte der Sturm die Jungen fortgerissen, und diese waren umgekommen. Das Schmerzlichste war aber, daß auch das Junge aus dem Hühnerhabichtsnest in der Baumgabel von dem Unwetter getötet worden war. Als Wladimir auf den Baum kletterte, in das Nest sah und das tote Junge erblickte, seufzte er. Der interessanteste Versuch war fehlgeschlagen! Was sollte er nun tun? Natürlich konnte man versuchen, das Junge des anderen Hühnerhabichtsnestes unterzuschieben; aber dort war auch nur eines.

„Und wenn wir ihnen ein Kauzjunges in das Nest setzen?“ Diesen Vorschlag machte Talja. „Wir haben doch genug davon zu Hause.“

Wladimir war einverstanden. „Wir müssen es versuchen, allerdings wird nicht viel dabei herauskommen. Sie sind sich ja wirklich nicht ähnlich und schreien auch anders.“

Einen anderen Ausweg gab es jedoch nicht. Wladimir und Talja gingen schnell nach Hause, holten einen jungen Kauz, legten ihm einen Maulkorb an und setzten ihn in das Habichtsnest. Der Kauz war bedeutend älter und um vieles größer als das umgekommene Habichtsjunge.

„Hoffentlich zerreißen sie ihn nicht!“ Talja wurde unruhig, als der Kauz im Nest war.

„Wir werden es nicht zulassen, daß sie ihm etwas antun“, antwortete Wladimir. „Wir werden hierbleiben und aufpassen; wenn etwas ist, werden wir ihm aus der Patsche helfen.“

Talja und Wladimir versteckten sich nicht weit von dem Baum entfernt in den Sträuchern, um die Astgabel, in der sich der Horst befand, gut im Auge zu haben.

Sie hatten noch nicht lange gewartet, als eine graue Vogelsilhouette zwischen den Zweigen auftauchte und das Weibchen des Hühnerhabichts an das Nest heranflog. In den Klauen trug es ein Eichhörnchen.

Der Vogel verschwand mit seiner Beute hinter den Ästen in der Baumgabel. Wladimir und Talja sprangen auf, bereit, dem jungen Kauz zu Hilfe zu eilen.

Aber im Nest blieb alles still. Es war weder Spektakel noch von einem Kampf etwas zu hören; dagegen flog der Habicht schon nach



Sperber

zwei bis drei Sekunden ohne Beute aus der Astgabel heraus und verschwand wieder im Wald.

Wladimir lief sofort zu dem Baum und kletterte zu dem Nest. Der junge Kauz lebte und war gesund, und neben ihm lag das mitgebrachte Eichhörnchen im Nest. Und das war noch nicht einmal alles! Das Eichhörnchen war völlig zerrissen. Der Hühnerhabicht hatte demnach versucht, das Kauzjunge zu füttern, und nur der Maulkorb hatte den jungen Vogel daran gehindert, die Beute zu verzehren.

So blieb und lebte das Kauzjunge im Nest des Hühnerhabichts. Die Beobachtungen wurden fortgesetzt, bis der junge Kauz vollständig erwachsen war. Während dieser Zeit, etwa zwei Monate lang, schleppten die Habichtseltern dem jungen Vogel fünfundzwanzig Haselhühner, neun junge Auerhähne, siebzehn Eichhörnchen, acht junge Hasen und hundertundzwanzig verschiedene kleinere Vögel, Eichelhäher, Drosseln, Spechte und andere, ins Nest.

In den anderen Versuchsnestern wuchsen die jungen Vögel ebenfalls heran.

Die Arbeit mit den gefiederten Räubern mußte für dieses Jahr beendet werden. Wladimir und Talja verabschiedeten sich von all ihren Pfleglingen. Denjenigen, die in den Horsten saßen, banden sie die Fänge los und nahmen sie die Maulkörbe ab, und diejenigen, die in den Käfigen saßen, verteilten sie wieder auf die alten Horste.

Talja trennte sich nur ungern von den jungen Vögeln, denn sie war während der zweimonatigen Arbeit mit jedem von ihnen vertraut geworden, kannte den Charakter und die Gewohnheiten jedes einzelnen und hatte ihre Pfleglinge in dieser Zeit liebgewonnen.

Einige Tage, nachdem sie alle jungen Vögel in Freiheit gesetzt hatten, statteten Talja und Wladimir den Versuchsnestern einen letzten Besuch ab.

Sie gingen durch den Wald von Horst zu Horst; aber nirgends waren die jungen Vögel in der Nähe der Horste zu sehen. Sie waren wohl schon auseinandergefliegen.

Traurig schaute Talja auf die verödeten Horste. Dort auf dem äußersten Wipfel der hohen Kiefer war der Milanhorst, und dort in der Astgabel der Horst des Hühnerhabichts, dem sie den jungen Kauz untergeschoben hatten, und in der versumpften Mulde auf der alten Erle war der Schreiadlerhorst.



Schreiadler lauert auf Beute

Dieses Nest hatte Talja besonders gern. Die Schreiadler hatten nur ein Junges, das sich sehr schnell an sie gewöhnt hatte, sie überhaupt nicht fürchtete und das Fleisch gern gleich aus ihrer Hand nahm. Auch die Alten hatten Talja nie angefallen, wenn sie zu dem Horst geklettert war.

Talja liebte es noch aus einem anderen Grunde, zu dem Horst der Schreiadler zu steigen. Von dort oben, aus der Erlenkrone, eröffnete sich ein wunderbarer Blick auf das sumpfige Tal und auf das Waldflüßchen.

Als sie nun unter diesem Baum stand, hatte sie plötzlich den Wunsch, noch einmal in den Horst zu klettern und von dort oben auf die grünen Kiefernwipfel und das schmale bläuliche Band des Flusses herabzusehen. Vielleicht sind noch irgendwelche Beutereste in dem Nest! dachte sie und versuchte damit gewissermaßen, ihren Wunsch zu rechtfertigen.

„Wladimir, ich steige schnell noch einmal zu dem Nest empor und sehe nach, ob sich dort nicht noch irgend etwas Interessantes findet“, sagte Talja und kletterte flink auf der Leiter empor. Jetzt war sie in dem Erlenwipfel an dem Horst und dem dicken, krummen Ast, auf dem sie so gern saß. Talja setzte sich auf den Ast nieder und sah in das Nest. Natürlich war nichts darin.

„Leer, es ist gar nichts drin!“ rief sie Wladimir zu und schickte sich schon an, herunterzuklettern.

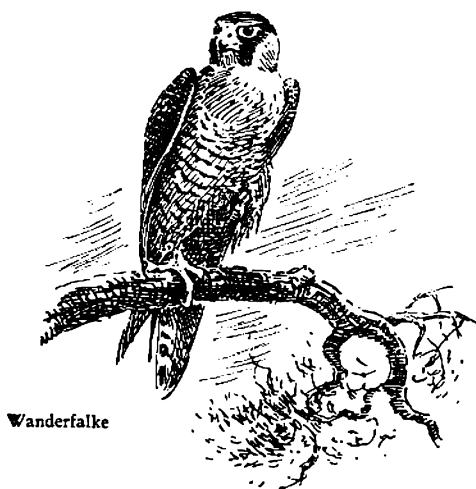
Da rauschte plötzlich etwas über ihr, und direkt neben Talja setzte sich der junge Schreiadler auf das Nest.

Der junge Vogel hatte sich offenbar in der Nähe aufgehalten und war, als er die Stimme seiner Pflegemutter hörte, zu ihr geeilt. Er sah Talja an, entfaltete seine Schwingen, öffnete den Schnabel und forderte sie auf, ihn zu füttern. Wie bedauerte sie, daß sie eine solche Überraschung nicht vorausgesehen und kein Stückchen rohes Fleisch mitgebracht hatte!

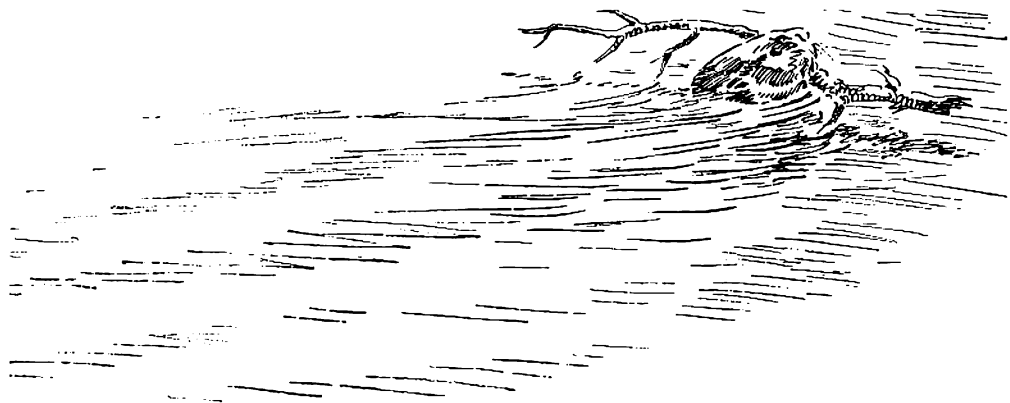
Talja kletterte möglichst schnell zu Wladimir auf die Erde zurück und ging, durch diesen Vorfall traurig geworden, mit ihm von dem Nest fort. Der Schreiadler folgte ihr lange nach, flog von Baum zu Baum, schrie laut und verlangte hartnäckig, gefüttert zu werden.

Der Versuch mit den Raubvogelhorsten wurde zwar mit diesem Jahr noch nicht abgeschlossen, er lieferte aber doch schon sehr viel interessantes Material. Er klärte und zeigte anschaulich, welchen Schaden der Hühnerhabicht in der Nistperiode im Urwald anrichten kann; er bewies außerdem, daß der Kauz im Urwald weniger nützlich ist als an anderen Orten, wo es keine Wälder, sondern nur kleine Wäldchen und Felder gibt. Dort ernährt sich der Kauz fast ausschließlich von Mäusen, während er unter den im Urwald herrschenden Bedingungen nicht selten geschlagene kleine Vögel, unsere besten Freunde und die Beschützer des Waldes, in sein Nest schleppt.

Der Versuch über die Ernährung der Raubvögel lieferte viele neue Unterlagen, die gut überarbeitet werden mußten, bevor man das Experiment im nächsten Jahr fortsetzte.



Wanderfalke



Ein neuer Anwohner

Biber waren im Belowesher Urwald schon lange ausgestorben. Sofort, nachdem der Urwald zum Naturschutzgebiet erklärt worden war, erörterte man jedoch die Frage, von neuem Biber darin anzusiedeln. Der Biber wird wegen seines schönen Felles sehr geschätzt; außerdem ist es nicht schwer, ihn zu züchten. Er verlangt durchaus keine entlegenen unbewohnten Gegenden, sondern lebt sich sogar hervorragend in bewohnten Orten ein, sofern er passende Lebensbedingungen vorfindet und ihn der Mensch nicht verfolgt.

Der Biber gehört, wie die Hasen, Eichhörnchen, Ratten und Mäuse, zu der Gattung der Nagetiere. Die charakteristische Besonderheit der Angehörigen dieser Gattung besteht darin, daß ihre Vorderzähne, die Nagezähne, ihr ganzes Leben über nachwachsen und daß die Tiere sie ständig abschleifen müssen.

Als Lieblingsnahrung dienen dem Biber im Sommer grasartige Pflanzen, im Herbst und im Winter dagegen Rinde und Schößlinge verschiedener Bäume und Sträucher. Besonders gern frißt er Espen und alle möglichen Weidenarten. Seine Nagezähne sind groß und sehr scharf. Mit ihnen nagt er sogar dicke Bäume durch.

Der Biber ist ein ziemlich großes Tier, und sein Äußeres ist sehr interessant. Er ist dick und wollig und bewegt sich auf kurzen Füßen. Sein Schwanz, Kelle genannt, ist wie eine breite flache Schaufel, die nicht mit Wolle, sondern, wie bei einem Fisch, mit allerdings rosafarbenen Schuppen bedeckt ist. Es ist leicht zu erkennen, daß er ein Wassertier ist. Die Biber leben im allgemeinen an seichten Flößchen, in deren Ufer sie ihre tiefen Höhlen graben. Der Eingang in die Höhle befindet sich unter Wasser, und von dort aus führt, nun schon oberhalb des Wasserspiegels, eine lange Höhle mit Verästelungen und einer Nestkammer in die Erde.

Einen Ausgang an die Erdoberfläche oberhalb des Wasserspiegels hat die Biberhöhle meist nicht; deshalb leben die Biber im Winter, wenn ihr Wasserrevier eine Eis- und Schneeschicht deckt, in ihrer mit Eis bedeckten Zufluchtsstätte.

Wovon leben die Biber im Winter unter dem Eis? Sie schleppen schon vom Herbst an eine riesige Menge abgenagter Zweige und sogar junge Baumstämme in das Wasser. Von diesen Vorräten leben sie im Winter.

Wenn das Gewässer, an dem sich die Biber niedergelassen haben, zu seicht ist, dann stauen es die Tiere. Sie schleppen Bäume, Äste und Zweige, die sie abgenagt haben, in das Wasser und bauen mit diesem Material Dämme.

Biberdämme sind mitunter bis zu zwei Meter dick und so fest, daß man unbedenklich auf ihnen entlanggehen kann.

An Gewässern mit niedrigen, morastigen Ufern bauen die Biber nicht. Die Tiere wählen für ihren Wohnsitz eine erhöhte, trockene Stelle, einen Erdhügel am Ufer des Wassers oder inmitten des Wasserlaufs, und errichten hier aus Ästen und Zweigen ihre widerstandsfähige „Biberburg“, die sie fest mit Schlamm verstopfen.

So wohnen die Biber das ganze Jahr über entweder in ihren Burgen oder in tiefen Höhlen.

Einen Biber zu sehen, ist sogar im Sommer sehr schwer: Tagsüber schläft er meist in seinem Bau und kommt erst abends ans Ufer, um sich Nahrung zu holen, Bäume zu benagen und zu fällen oder Dämme und Burgen zu bauen. Die Anwesenheit von Bibern erkennt man am besten an den Spuren ihrer nächtlichen Tätigkeit.

Sogar an den Stellen, an denen die Biber weder Dämme noch Burgen bauen, sondern einfach in Höhlen wohnen, verraten sie sich sofort durch ihre typischen Nagestellen an den Uferbäumen. Auf Grund dieser Nagestellen kann man sehr leicht feststellen, wo sich Tiere dieser wertvollen Gattung aufhalten.

Bei uns in der Sowjetunion haben die Biber keinen Grund, sich vor dem Menschen zu verstecken. Die Biberjagd ist bei uns vorläufig gesetzlich streng verboten, weil wir bemüht sind, die noch zur Zarenzeit ausgerotteten Biber wieder einzuführen, sie zu züchten und an möglichst vielen Stellen anzusiedeln. In erster Linie besiedeln wir unsere Naturschutzgebiete mit Bibern.

Im Jahre 1940 wurden Biber probeweise in den Belowesher Urwald gebracht. Man holte aus dem benachbarten Naturschutzgebiet fünf Biberpaare und setzte sie an dem Fließchen Perewoloka aus. Die Perewoloka ist ein stilles, ganz von Weidengebüsch und Birken umstandenes Fließchen mitten im Urwald. Ein Teil der Biber verteilte sich hier, während die übrigen Tiere an andere, ihnen angenehmere Plätze wanderten.

Die Biber lebten jedoch nicht lange im Belowesher Urwald. Sie wurden zur Zeit der deutschen Besetzung alle vernichtet, bis auf einen, der zufällig erhalten blieb und sich an dem Fluß Belaja niederließ. Er baute sich an dem flachen, sumpfigen Ufer eine Burg, die zwischen dem dichten Weidengebüsch überhaupt nicht zu sehen war. Diese Burg wurde im Jahre 1944 entdeckt, als die faschistischen Eindringlinge aus dem Belowesher Urwald vertrieben waren und dieser wieder zum Naturschutzgebiet erklärt wurde.

Die Beobachtung des Bibers wurde dem Forstaufseher Dmitri übertragen. Bei seinem täglichen Rundgang vergaß er nie, der Biberburg einen Besuch abzustatten und nachzusehen, ob alles in Ordnung war.

Er stellte fest, daß der Biber Weidenruten für den Winter sammelte. Im Frühjahr, als der Schnee taute und das Flößchen eisfrei war, erfuhr er durch frische Nagestellen am Ufer von der Rückkunft des Bibers.

Zwei Jahre lebte der Biber schon allein, als plötzlich, kurz nach unserer Ankunft im Urwald, ein anderer Biber aus unbekannter Richtung eintraf.

Als erster erfuhr natürlich Dmitri davon, und er beeilte sich, es Nikolai Sergejewitsch mitzuteilen. Spät in der Nacht, als wir schon alle schliefen, kam er und klopfte ans Fenster. Nikolai Sergejewitsch stand auf, als er das Klopfen hörte, und öffnete die Tür. Der Forstaufseher kam eilig ins Zimmer.



„Genosse Direktor, es ist ein zweiter Biber aufgetaucht!“ berichtete er noch ganz außer Atem.

Diese Nachricht trieb uns alle im Nu aus den Betten, und wir versammelten uns in Nikolai Sergejewitschs Arbeitszimmer.

„Woher wissen Sie denn, daß noch ein Biber da ist?“

„Ich bin direkt vom Flößchen hierhergelaufen. Habe sie selbst gesehen . . .“, antwortete Dmitri.

„Halt, halt! Erst hinsetzen und dann erzählen, alles der Reihe nach“, unterbrach ihn Nikolai Sergejewitsch. Aber Dmitri konnte vor Aufregung nicht einmal ruhig auf der Stelle sitzen.

„Ich ging am Ufer entlang“, begann er, „ging langsam, lauschte und sah mich um, ob sich nicht irgendwo in der Nähe ein Tier aufhielt. Die Nacht war hell, man hätte eine Stecknadel aufheben können. Plötzlich sah ich vor mir am Flußufer etwas Dunkles, das sich bewegte. Halt, dachte ich, da schleiche ich mich sofort heran und sehe nach, was das ist. Ich kroch immer dichter heran. Es war nicht schwer, denn ich konnte einen kleinen Pfad benutzen, der weich war, so daß keinerlei Geräusche entstanden, und auf dem ich von dem Schatten der Bäume gedeckt wurde. Ich ging vollkommen im Schatten, während das ganze Ufer vom Mondlicht erhellt wurde. Ich konnte alles gut sehen, schlich mich heran und spähte: Das war doch ein Biber! Er lief am Ufer entlang, schritt gewichtig von einem Baum zum nächsten, als wollte er aussuchen, welchen er sich vornehmen sollte. Dann blieb er an einer jungen Espe stehen, stellte sich auf die Kelle und begann zu nagen. Da sah ich plötzlich, daß noch ein zweiter am Ufer herumplätscherte.“

„Halt, woher kam denn der zweite?“ fragte Nikolai Sergejewitsch erstaunt.

„Das kann ich nicht genau sagen.“ Dmitri hob fragend die Hände auf. Wir sahen uns an. Die Nachricht war so erstaunlich, daß wir sie kaum glauben wollten.

„Wenn Sie erlauben, erzähle ich, wie ich es mir denke“, sagte der Forstaufseher.

„Na, erzähl nur“, antwortete Nikolai Sergejewitsch. „Aber setz dich doch erst und rauche eine Zigarette. Ich nehme an, du bist müde geworden.“

Der Forstaufseher setzte sich und begann zu rauchen.

„Ich denke mir das so, Genosse Direktor“, begann er. „Der Biber ist doch ein Tier, das nicht gern allein lebt. Da ist er also das Flößchen entlanggeschwommen, dorthin, wo wohl noch andere Biber leben, hat ein Biberweibchen für sich gefunden und ist mit ihm in seine Burg zurückgekehrt.“

Nikolai Sergejewitsch schüttelte ungläubig den Kopf.

„Irgendwie kommt mir das reichlich ausgeklügelt vor. Vielleicht hast du nicht recht hingesehen, es war doch schließlich Nacht. Vielleicht war es gar kein zweiter Biber, sondern im Wasser erschien dir etwas so.“

Dmitri Iwanowitsch war förmlich gekränkt.

„Ob Sie es glauben oder nicht, Genosse Direktor, das ist Ihre Sache“, sagte er. „Ich jedenfalls habe den zweiten Biber tatsächlich gesehen. Und das ist niemand anders als unsere neue Biberin. Sie werden ja sehen, im nächsten Jahr haben wir einen ganzen Wurf junger Biber.“

„Na, abwarten, abwarten“, sagte Nikolai Sergejewitsch lächelnd.



„Aber dafür, daß du den Biber entdeckt hast, recht schönen Dank. Du bist wirklich tüchtig, ein richtiger Beobachter!“

Dmitri Iwanowitsch lächelte verlegen.

„Ich tue, was ich kann – arbeite ja, weil es mir Freude macht. Und wegen des Bibers brauchen Sie nicht zu zweifeln; es war ein Biberweibchen, darauf können Sie sich verlassen. Anders kann es gar nicht sein.“

Der Forstaufseher verabschiedete sich und ging, während wir uns noch lange nicht schlafen legten, sondern über das seltsame Ereignis im Walde sprachen.

Die Beobachtung des Forstaufsehers bestätigte sich. Als wir im nächsten Sommer wieder in den Urwald kamen, erfuhren wir, daß außer den zwei erwachsenen Bibern noch drei junge Biber in der Biberburg erschienen waren.



Besuch aus Nikor

Eines Tages saßen wir mit Nikolai Sergejewitsch in dessen Arbeitszimmer und unterhielten uns. Plötzlich wurde die Eingangstür mit vielem Lärm geöffnet, und eine große, braungebrannte Frau trat schnell in das Zimmer. Sie hatte einen Skianzug und Stiefel an und trug in den Händen einen jungen schwarzen Storch.

„Da bin ich. Zu Besuch aus Nikor und sogar mit einem Geschenk! Wo soll ich es hintun?“ sagte sie fröhlich und wendete sich an Nikolai Sergejewitsch.

„Ach, Natalja Borisowna! Guten Tag, guten Tag!“ begrüßte er die Eintretende.

„Ach du lieber Himmel, ich habe ja nicht einmal begrüßt! Guten Tag, Genossen!“ sagte sie und lachte. „Aber der hier ist an allem schuld.“ Dabei zeigte sie mit dem Kopf auf den Storch. „Er hat mich geplagt, während ich ihn hergetragen habe.“

„Wir werden ihn in den Vorgarten setzen“, sagte Nikolai Sergejewitsch und ging mit Natalja Borisowna aus dem Haus.

Wir wollten auch dabeisein, wenn der junge Storch hinausgelassen wurde, und aufpassen, daß ihm dort niemand ein Leid zufügte.

Aber die alten Bewohner des Vorgartens nahmen gar keine Notiz von dem Neuling, und auch er erschrak nicht vor der neuen Umgebung, sondern schritt sofort ruhig über das Gras, als hätte er schon lange dort gelebt.

Man brachte ihm in Stücke geschnittenes, rohes Fleisch, das er gleich mit großem Appetit aus Nataljas Hand fraß. Sie erzählte, daß der gefangene Jungstorch schon einige Tage bei ihr im Zimmer gelebt und sich daran gewöhnt hätte, von Menschen gefüttert zu werden.

Nachdem der junge Storch untergebracht war, kehrten wir ins Haus zurück.

„Ich habe Sie noch nicht einmal bekannt gemacht“, sagte Nikolai Sergejewitsch. „Das ist Natalja Borisowna. Sie ist aus Moskau zu uns gekommen, um den Sommer über hier zu arbeiten. Sie kann Ihnen viel Interessantes erzählen.“

Natalja winkte mit den Händen ab und versicherte uns, daß sie überhaupt nichts zu erzählen habe.

Das glaubten wir natürlich nicht. Wir wußten schon von Nikolai Sergejewitsch, daß Natalja die Huftiere des Naturschutzgebietes studierte und außerdem die praktische Arbeit der Studentengruppe leitete. Es war ausgeschlossen, daß sie nichts Interessantes zu erzählen hatte!

Wir hätten Natalja Borisowna schon lange gern kennengelernt; es war aber nie geglückt, weil sie mit ihren Studenten in einem anderen Teil des Naturschutzgebietes, etwa zwanzig Kilometer von der Verwaltung entfernt, wohnte.

Während des Mittagessens erzählte Natalja lachend, wie sie das Storchjunge gefangen hatte.

„Stellen Sie sich vor: Wanja, der Sohn des Forstaufsehers, fand auf einer hohen Eiche ein Nest. In dem Nest waren zwei schon große und befiederte Storchjunge; sie waren kurz vor dem Ausfliegen. Ich sagte, wir müßten sie fangen. Nikolai Sergejewitsch hat uns für die Filmaufnahmen darum gebeten. Also zogen wir aus, sie zu fangen; mit uns gingen meine Mädchen, die Studentinnen. Wir kamen in den Wald zu der Eiche, die außerordentlich hoch und dick ist und auf deren äußerstem Wipfel sich das Nest befand. Wir sahen, daß die beiden Storchjungen im Nest waren.“

Wanja kletterte auf die Eiche, stieg von dem Stamm auf den Ast über, auf dem sich das Nest befand, und kroch auf dem Ast entlang

zu den jungen Störchen. Kaum war er herangekrochen und hatte die Hand nach ihnen ausgestreckt, als die jungen Störche schon alle Federn spreizten und anfangen mit dem Schnabel zu schlagen! Wanja kroch zurück, kletterte von der Eiche. ‚Ich habe Angst, sie zu fangen‘, sagte er, ‚sehen Sie nur, was sie für starke Schnäbel haben!‘

Ich sagte zu ihm: ‚Ach du! Und du willst Jäger werden! Laß mich nur, ich werde sie sofort fangen!‘ – ‚Sie bleiben besser unten‘, sagte er, ‚die wischen Ihnen eins mit dem Schnabel aus, daß Sie vom Baum herunterfallen und sich die Knochen brechen.‘ Meine Studentinnen stöhnten ebenfalls. Das spornte mich jedoch nur an. Ich kroch auf dem Ast zum Nest. Als ich gerade einen jungen Storch ergreifen wollte, stieß er mit dem Schnabel zu und zog sich auf die andere Seite des Nestes zurück, wohin ihm der zweite folgte. Es gelang mir auf keine Art und Weise, an sie heranzukommen. Wartet nur, dachte ich, ich klettere zu euch ins Nest hinein – wenn nur der Ast nicht bricht! Ich kroch ihnen nach, aber diese Taugenichtse entfalteten einfach ihre Flügel und flogen aus dem Nest. Sie flogen immer tiefer und gingen irgendwo im Wald nieder.

Ich sprang fast mit dem Kopf zuerst vom Baum herunter und lief davon, Wanja und die Mädchen hinter mir her. Die Stelle, an der sich einer der Jungstörche niedergelassen hatte, hatte ich mir gut gemerkt. Wir kamen dort an, er sah uns und stürzte davon. Wir folgten ihm und fingen ihn gerade noch; den zweiten fanden wir nicht wieder.

Wir brachten den Jungstorch nach Hause, und er übernachtete bei mir im Zimmer. Morgens standen die Mädchen etwas früher auf und gingen in den Sumpf, um Frösche für ihn zu fangen. Etwa drei Stunden lang fingen sie Frösche und brachten sie in einem Eimerchen nach Hause. Der Tunichtgut aber fraß sie alle mit einemmal auf und bettelte um mehr.

Was sollten wir tun? Wir quälten uns zwei Tage vom Morgen bis in die Nacht, fingen ihm in jeder freien Minute Frösche. Ich konnte es kaum noch erwarten, daß das Fuhrwerk kam und ihn mit fortnahm . . .“

Wir hörten Natalja Borisowna zu und sahen ihr mit Vergnügen in das glühende rotwangige Gesicht. Wirklich, so sollte ein wahrhafter Naturforscher sein: lebendig, fröhlich und energisch.

Wir lauschten ihrer Erzählung und begriffen, daß sie nicht nur wegen des jungen Storches selbst in das Nest geklettert war. In Anwesenheit der jungen Studenten hatte sie nicht anders handeln können: Sie sollten sehen, daß ein echter Naturforscher nicht feige sein darf, und Natalja Borisowna hatte ihnen hiermit ein gutes Beispiel gegeben.

„Sie haben sicher ein gutes Kollektiv?“ fragten wir.

„Ein gutes?“ Natalja lächelte verschmitzt. „Ein besseres gibt es nicht! Beim ersten Morgengrauen: Aufstehen und alle an die Arbeit. Einer hat Dienst und bleibt zurück. Er ist unser Koch und Geschirrwäscher zugleich. Wir kommen immer mit einem Bärenhunger aus dem Wald zurück. Dann muß alles fertig sein, keine Sekunde Zeitverschwendung. Bei uns herrscht strenge Disziplin. Kommen Sie doch einmal zu uns, wir gehen mit Ihnen in den Wald und zeigen Ihnen Dachs- und Fuchsbaue. Aber halt, Dienst haben Sie natürlich auch, wenn die Reihe an Ihnen ist!“

„Haben Sie denn auch Dienst?“

Natalja hob empört die Hände: „Warum soll ich denn keinen Dienst haben? Bei uns wird mit keinem eine Ausnahme gemacht.“

Nach dem Mittagessen zogen wir Natalja Borisowna in den Garten und drohten, sie nicht eher zu entlassen, als bis sie uns erzählt hätte, womit sie sich hier mit ihren Studenten beschäftigte.

Wir erfuhren, daß Natalja Hirsche, Rehe und Schwarzwild studiert: ihre Lebensgewohnheiten, in welchen Waldstücken sie sich auf-

halten, wie stark sie sich vermehren und welche Nahrung sie in den verschiedenen Jahreszeiten zu sich nehmen. Das alles mußte man wissen, um dieses wertvolle Jagdwild züchten zu können, ihm die bestmöglichen Lebensbedingungen zu schaffen und es in anderen Naturschutzgebieten und Jagdwirtschaften unseres Landes ebenfalls ansiedeln zu können.

Das Leben des Wildes zu studieren, ist durchaus nicht einfach; denn Sauen, Rehe und Hirsche sind sehr hellhörige und vorsichtige Tiere, die man in Freiheit nur sehr schwer beobachten kann.

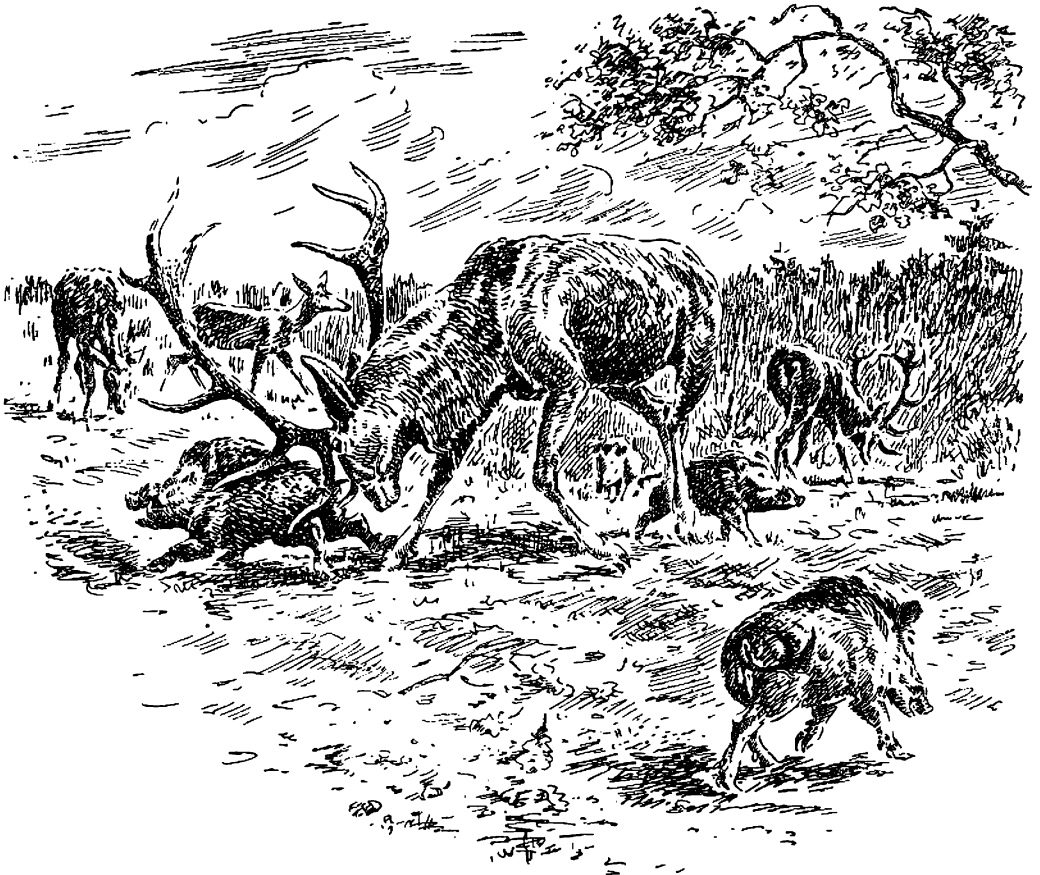
Um zu erfahren, womit sie sich ernähren, wählten Natalja und ihre Studenten im Wald Versuchsplätze aus, an denen sie alle Futterreste dieser Tiere sorgfältig sammelten. Sie zählten, wieviel Zweige, Rinde und junge Schößlinge der verschiedenen Sträucher und Bäume sie benagt hatten. Das war mühsame Kleinarbeit, und es bedurfte großer Aufmerksamkeit und einer guten Beobachtungsgabe, um alles zu berücksichtigen, ohne etwas zu vergessen.

Es war wirklich nicht einfach, an Hand von übriggebliebenen, abgenagten Halmen zusammenzuzählen und zu bestimmen, welche Menge von Graspflanzen und, genauer, welche Grassorten die Rehe oder Hirsche in dem betreffenden Waldstück gefressen hatten. Es war jedoch sehr wichtig, diese Dinge zu wissen, um zu klären, welches Futter sie bevorzugten. Natalja Borisowna richtete oft mit ihren Helfern irgendwo im Wald in der Nähe einer Lichtung ein Versteck ein und beobachtete von dort aus, womit und wie sich die Huftiere in den verschiedenen Jahreszeiten ernährten.

Es stellte sich heraus, daß das Futter je nach der Jahreszeit verschieden ist. Hirsche zum Beispiel halten sich im Frühjahr meist in der Nähe von Lichtungen auf, auf denen sie das gerade hervorsproßende Gras fressen; im Sommer gehen sie dann zu Blättern und jungen Baumschößlingen über, während im Herbst in guten Erntejahren heruntergefallene Eicheln ihre Lieblingsspeise bilden.

Nicht nur Hirsche lieben Eicheln. Auch das Schwarzwild kommt, um sie zu fressen. Wegen der Eicheln gibt es zwischen Hirschen und Sauen sogar Zusammenstöße. Das alles hatte Natalja häufig selbst beobachtet.

Bei einbrechender Dämmerung kommen die Hirsche, ängstlich um sich äugend und lauschend, aus dem Waldesdickicht heraus. Sie nähern sich vorsichtig den alten Eichen und beginnen die heruntergefallenen Eicheln aufzulesen und zu äsen.



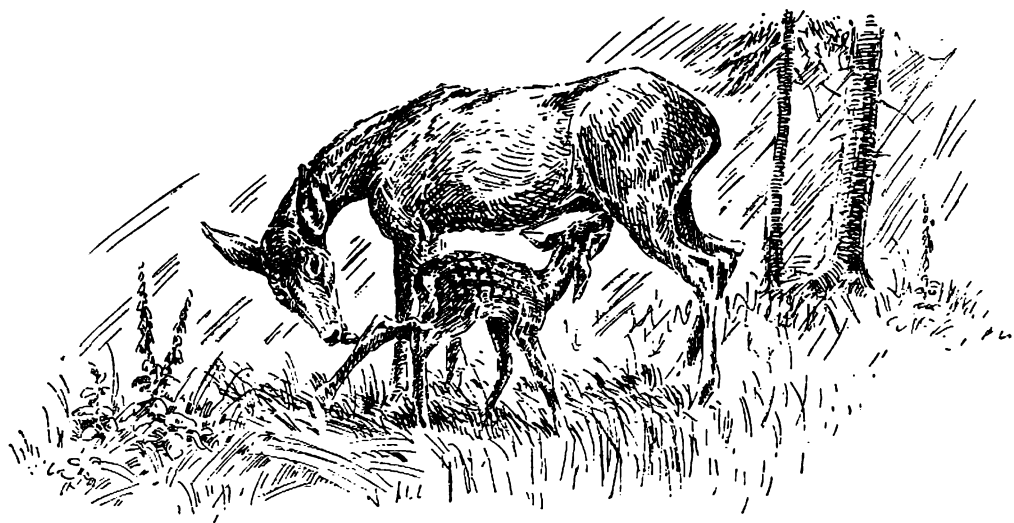
Da knackt es in den nächststehenden Büschen, ein Lärm, und auf der Lichtung erscheinen neue Gäste und nähern sich den Eichen: Keiler, Bachen und sogar die kleinen Frischlinge brechen hervor, um ebenfalls Eicheln zu fressen.

Die Hirsche empfangen die Neuankömmlinge nicht allzu freundschaftlich. Ein Stück Schwarzwild braucht nur ein wenig näher zu kommen, so versucht der Hirsch schon, es mit dem Geweih zu forkeln. Bald hier, bald dort ertönt das Quieken einer von den Hirschen verscheuchten Sau.

Solange die Hirsche unter den Bäumen Eicheln fressen, müssen sich die Sauen etwas abseits halten. Erst wenn die Hirsche satt sind und in den Wald zurückkehren, nehmen sie ihre Plätze ein, fressen dafür aber desto länger, fast die ganze Nacht hindurch. In der Dunkelheit sind die Sauen nicht mehr zu sehen; man hört nur noch ihr Schmatzen und das Rascheln des auseinandergewühlten trockenen Laubes.

Außer der Ernährung studierte Natalja Borisowna alle anderen Lebensgewohnheiten der Huftiere. Besonders interessant ist es, das Gebaren der Tiere in der Zeit zu beobachten, in der sie Junge haben. Für die Beobachtungen ist es die schwierigste Zeit; denn die Tiere sind dann besonders vorsichtig.

Natalja mußte sie bei Tag und Nacht aufspüren, konnte manchmal Tag und Nacht den Wald nicht verlassen. So stellte sie, als sie den Hirschen nachspürte, fest, daß sich das Muttertier lange vor der Geburt seines Kalbes einen bequemen Platz aussucht, in dessen Nähe es sich dann gewöhnlich aufhält. Solche Plätze sind meist dichte Kieferngehölze, die von grasbewachsenen hellen Lichtungen unterbrochen werden. Auf den Lichtungen äst das Rottier in der Morgen- und Abenddämmerung, während es tagsüber im dichten, jungen Kieferngestrüpp liegt und ausruht. Die Hirschkalber werden im allgemeinen in der zweiten Maihälfte geboren.



In der ersten Zeit – solange das Hirschkalbchen ganz klein ist – folgt es der Mutter noch nicht, sondern versteckt sich im Gras oder unter einem Strauch und wartet, bis die Mutter zurückkommt und es säugt.

Natalja beobachtete einmal lange ein Rottier, das auf einer Lichtung äste. Sie vermutete, daß sich ganz in dessen Nähe ein Kalb versteckt hielt, wußte aber nicht genau, wo. Die Lichtung war offen und mit niedrigem Gras bewachsen. Allem Anschein nach konnte sich hier nirgends ein Hirschkalb verborgen halten. Natalja suchte mit dem Fernglas sorgfältig jede kleine Erhöhung und jeden Strauch ab, entdeckte aber kein Hirschkalb und begann das Rottier zu beobachten. Dieses äste ruhig, rupfte langsam das Gras ab und hob nur manchmal das Haupt, spitzte die Lauscher und sicherte, ob sich nicht irgend etwas Verdächtiges bemerkbar machte. Dann entfernte es sich etwas nach dem Rand der Lichtung auf die Sträucher zu, und plötzlich stand neben ihm, wie aus dem Boden gewachsen, ein langbeiniges und langohriges Hirschkalb. Durch das Fernglas sah Natalja es, als ob es dicht vor ihr stände. Es war rotbraun, hatte

weiße Fleckchen auf Rücken und Seiten, ein schwarzes, feuchtes Näschen und große dunkle Augen.

Das Hirschkalb stieß das Muttertier mit seinem kleinen Maul unter den Bauch und begann mit Appetit zu saugen, während das Rottier es beleckte.

Nachdem es sein Junges gesäugt hatte, entfernte es sich; das Kalb hingegen legte sich auf der Stelle nieder und war von neuem wie vom Erdboden verschwunden, so sehr glich es den kleinen graugelben Erdhäufchen, die sehr zahlreich über die Lichtung verstreut waren.

Als das Muttertier in dem nächsten Gestrüpp verschwunden war, kam Natalja aus ihrem Versteck hervor und ging vorsichtig zu dem Kälbchen. Sie trat ganz nahe heran, beugte sich sogar zu ihm herunter; aber es blieb auch weiter unbeweglich liegen, drängte sich an die Erde und streckte den Hals vor.

In den Sträuchern wurde ein Knacken von Ästen laut, und ein tiefes, abgehacktes „Brom-brom . . .“ war zu hören. Das bedeutete, daß das Muttertier sich um sein Junges sorgte. Um es nicht zu beunruhigen, ging Natalja so schnell wie möglich davon.

Natalja war sehr zufrieden, daß sie das Hirschkalb gefunden hatte und nun ihre Beobachtungen an ihm anstellen konnte. Allerdings erwiesen sich diese als recht schwierig. Sie mußte sehr vorsichtig sein und so vorgehen, daß sie das alte Tier nicht beunruhigte, sonst würde dieses das Junge an eine andere Stelle geführt haben. Aus ihrem Versteck sah Natalja mehrmals, daß die Mutter ihr Junges säugte, daß das Junge manchmal ein wenig sprang und sich ausgelassen um das Muttertier tummelte oder daß es den Kopf neigte und versuchte, junges Gras abzurupfen. Aber die Mutter brauchte nur alarmierend mit ihrem Lauf zu



stampfen und in die Sträucher zu stürzen, so fiel das Hirschkalb auf der Stelle auf die Erde und blieb unbeweglich dort liegen, bis die Mutter zu ihm zurückkehrte.

So konnte Natalja das Muttertier mit seinem Kalb etwa drei Wochen lang beobachten.

Eines Tages aber, als sie dichter herangehen wollte und unter ihren Füßen ein Zweig knackte, stürzte das Rottier in den Wald. Nun gewahrte Natalja, daß das Jungtier nicht wie bisher zur Erde fiel und sich versteckte, sondern daß es hinter der Mutter hersprang.

Das Muttertier sprang voran und lüftete den Spiegel, den weißen Fleck auf dem Fell rings um den Schwanz. Es schimmerte wie ein weißes Tüchlein und half dem Hirschkalb, die Mutter in dem dichten, dunklen Waldesinnern nicht aus den Augen zu verlieren.

Seither verbarg sich das Kalb nicht mehr bei Gefahr, sondern folgte seiner Mutter überallhin.

Etwas später bemerkte Natalja, daß die Rottiere sich nicht mehr allein hielten, sondern mit ihren Jungen zu zweit und zu dritt umherstreiften.

Die Hirschkälber waren um diese Zeit schon stark gewachsen und fraßen gut Gras.

Natalja beobachtete auch andere Muttertiere mit Kälbern. Natürlich konnte sie das nicht alles allein, ohne Helfer, schaffen; denn die Beobachtungen mußten in mehreren Waldstücken zugleich durchgeführt werden.

„Die Studenten haben mir hierbei viel geholfen“, sagte sie, „sie sind in allen Dingen meine ersten Helfer. Außerdem führen sie auch selbständige Arbeiten durch. Jeder hat sein Thema.“

Nina zum Beispiel hat ein sehr gutes Thema: die Ernährung der Füchse. Sie soll klären, ob die Füchse unter den Bedingungen des Naturschutzgebietes mehr nützlich oder mehr schädlich sind. Besonders interessant ist es, sie zu studieren, wenn sie Junge haben. Dann muß man sie, in der Nähe der Höhle versteckt, Tag und Nacht mit dem Fernglas belauern, damit man erkennen kann, welche Beute Mutter oder Vater den Jungen heranschleppen.

Unangenehm ist nur, daß man nachts nichts unterscheiden kann und daß der Fuchs tagsüber oft so in den Bau schlüpft, daß man nicht sieht, was er herbeigeschleppt hat. Er schleppt seinen Jungen alles heran: Mäuse, kleine Vögel und junge Frösche.

Versuchen Sie nur einmal, das im Dunkeln zu unterscheiden!

Nina und ich haben hin und her überlegt, wie man es einrichten kann, daß tatsächlich alles mit eingerechnet wird, und haben auch etwas gefunden.

Wir hatten eine Höhle im Auge, an der Nina schon ihre Beobachtungen machte. Wir beschlossen, alle Gänge des Baus mit Ästen und Erde zu verstopfen und den Haupteingang mit einem Drahtnetz zu verschließen, damit die jungen Füchse nicht aus dem Bau kriechen und die Eltern nicht zu ihnen hineinschlüpfen konnten. Füttern wollten wir die jungen Füchse selbst.

Wir nahmen an, sie würden am Eingang des Baues heulen und die alten Füchse würden ihnen Nahrung bringen und diese vor dem Netz liegenlassen. In der Theorie ergab sich bei uns alles sehr einfach und schön, aber in der Praxis kam es ganz anders.

Wir hatten die Gänge fest verschlossen und den Eingang mit einem Drahtnetz versperrt. Den Draht hatten wir sogar in das Innere der Höhle gesteckt, so daß eine Art Tasche entstand, in die die Füchse ihren Jungen die Beute stecken konnten.

Wir mühten uns einen ganzen Morgen lang ab, und als wir fertig waren, richteten wir einen ununterbrochenen Wachdienst ein. Wir

wählten direkt neben der Höhle einen Baum aus, von dem aus wir abwechselnd den Bau beobachteten.

Tagsüber paßten Nina und die anderen Mädchen auf; aber der Fuchs zeigte sich nicht ein einziges Mal an seinem Bau. Gegen Abend begann ich zu wachen, setzte mich auf den Baum und harrete der Dinge, die da kommen würden.

Die jungen Füchse waren wahrscheinlich über Tag hungrig geworden; denn sie veranstalteten ein schreckliches Geheule in dem Bau und krochen hinter dem Draht an den Ausgang heran.

Plötzlich sah ich, daß einer der alten Füchse nicht weit von dem Bau in den Büschen auftauchte. Er kam immer dichter heran, blieb aber plötzlich stehen und sicherte; wahrscheinlich hatte er mich bemerkt oder gewittert.

Ich saß und rührte mich nicht.

Der Fuchs stand lange so, dann begann er vorsichtig an den Büschen entlang um den Bau herumzustreichen. Er lief einige Male herum, ging aber immer noch nicht an den Bau heran. Die jungen Füchse, die die Mutter wahrscheinlich witterten, begannen noch lauter zu winseln. Nun kläffte aber die Fähe, und die Jungen waren sofort ruhig, als hätte die Mutter ihnen befohlen, still zu sein.

Es war inzwischen ganz dunkel geworden. Ich konnte die Fähe nicht mehr sehen. Ich hörte nur, daß sie schon an der Höhle war, an dem Netz zerrte, mit den Krallen daran kratzte; wahrscheinlich wollte sie es fortziehen.

Nun begann auch der zweite Fuchs nicht weit entfernt zu bellen; das bedeutete, daß der Papa gekommen war. Er ging nicht an die Höhle heran, sondern hielt sich etwas abseits.

Ich lauschte, um zu hören, was weiter geschähe, während die Füchsin sich direkt unter mir sehr geräuschvoll zu schaffen machte; sie versuchte das Netz anzuheben.

Plötzlich hörte ich das verzweifelte Winseln eines der jungen Füchse;

er winselte und verstummte dann. Was bedeutet das? dachte ich. Es verging keine Minute, da winselte er wieder. Die Laute erklangen jedoch nicht an derselben Stelle, sondern entfernten sich von dem Bau. Jetzt erriet ich, daß die Füchsin das Junge forttrug. Ich wollte so schnell wie möglich vom Baum herunter, konnte aber in der Dunkelheit nicht recht klettern, blieb an einem Ast hängen und hätte jeden Augenblick herunterfallen können. Bevor ich mich losgehakt hatte und heruntergeklettert war, hatte die Mutter alle jungen Füchse aus der Höhle fortgeschleppt.

War das ein Schlaukopf! Ich hörte, wie sie die Jungen herausschleppte, ein kleines Stückchen forttrug und sofort zu den anderen zurücklief. Inzwischen ergriff der Papa die Jungen und trug sie weiter fort.

Als es hell wurde, konnte ich endlich erkennen, wie es der Fähe gelungen war, die Jungen fortzuschleppen; sie hatte das Netz an einer Stelle zerrissen und alle Jungen durch das kleine Loch herausgezogen.

Nina war sehr betrübt darüber. Wir begannen noch am selben Tag im Wald nach den Jungen zu suchen und fanden sie auch sehr bald. Nicht weit entfernt war im Wald ein Dachsbau, in dem ein alter



Dachs wohnte. Er lebte allein, hatte aber einen riesigen Bau, der mit einer Vielzahl von Gängen und Ausgängen versehen war. Wir hatten schon früher darüber gelacht: Sieh doch mal einer an, was das für ein vornehmer Dachs ist, bewohnt eine ganze Wohnung für sich allein!

Wir hatten den Dachs oft gesehen. Er war dick und vollgefressen, und es geschah oft, daß er in der Dämmerung schnaufend und prustend in seinen Bau kam. Nun hatten die Füchse ihre Jungen in diesen Bau geschleppt und sich selbst ebenfalls dorthin zurückgezogen, das heißt, sie hatten sich einfach in die Dachswohnung einquartiert.“ Natalja lachte fröhlich. „Nun, dachte ich, der Wirt wird mit seinen Mietern sehr zufrieden sein! Erstens machen sie fürchterlichen Schmutz, zweitens gibt es den lieben langen Tag Geschrei, Gequietsche, Spektakel; denn bald spielen die jungen Füchse, bald raufen sie miteinander. Dem Dachs würde wahrscheinlich Hören und Sehen vergehen. Und nun kamen auch wir noch, fest entschlossen, unseren Versuch fortzusetzen. Wir verstopften alle Gänge noch fester als beim ersten Male mit Pfählen und Steinen, mit Ausnahme des Haupteingangs, den wir mit einem doppelten Drahtnetz versperrten. Wir dachten, das könnte der Fuchs nicht mehr durchbeißen. Ich wollte in der Nacht wieder vor der Höhle wachen, aber Nina protestierte: ‚Nein, diesmal möchte ich hier sitzen!‘ Schön, dachte ich, sitz du nur, wenn du möchtest.

Morgens kam ich wieder an und sah, daß das Netz vollkommen in Ordnung war. Ich fragte: ‚Nun, ist der Fuchs gekommen?‘ ‚Ich glaube, er ist gekommen‘, antwortete Nina. ‚Nachts raschelte etwas in der Dunkelheit an der Höhle, aber mehr konnte ich nicht hören.‘ Es erschien mir irgendwie seltsam, daß die hungrigen jungen Füchse die ganze Nacht über in der Höhle gesessen haben sollten, ohne zu klaffen.

Nina und ich begannen ringsum alles zu überprüfen und fanden, daß einer der Gänge freigelegt worden war.

Dem Fuchs war es also gelungen, ihn auszugraben und seine Jungen in Sicherheit zu bringen.“

„Und was wurde aus dem Dachs?“ fragten wir. „Sie hatten ihm doch alle Gänge verstopft?“

„Nein, wir öffneten sie sofort wieder und entfernten das Netz. So blieb der Dachs in seinem Bau wohnen. Wir haben ihm nur eine Störung von einem Tag verursacht.

Wohin aber die Füchse dieses Mal ihre Jungen getragen hatten, das fanden wir nicht heraus. Wir waren aber auch nicht besonders betrübt darüber; denn wir hatten noch eine andere Höhle im Auge, die direkt in den Abhang einer Waldschlucht gegraben war. Diesmal hatten wir beschlossen, den Bau nicht anzurühren, seinen Eingang nicht mit einem Netz zu vergittern, sondern einfach einen Wachdienst neben ihm einzurichten, um zu beobachten, welche Beute die Füchse ihren Jungen herbeischleppen würden.

Unseren Beobachtungsposten richteten wir wieder auf einem Baum ein. Von dort aus waren der Haupteingang in den Bau und der Platz davor mit dem Fernglas sehr gut zu übersehen.

Nina und ich wachten abwechselnd.

In der ersten Zeit, als die jungen Füchse noch sehr klein waren, kamen sie nicht heraus, sondern die Elterntiere brachten ihnen die Nahrung in den Bau.

Einige Male gelang es uns zu sehen, was die Füchse heranschleppten. Einmal war es ein junger Hase, ein andermal ein Haselhuhn, meist aber waren es kleinere Beutetiere, die wir jedoch im Fernglas nicht genauer unterscheiden konnten.

Später, als die jungen Füchse heranwuchsen, kamen sie auf den Vorplatz heraus, und nun konnten wir sie endlich so beobachten, wie es nötig war.



Sie waren grau und wollig und hatten stumpfe kleine Schnauzen, ähnlich denen kleiner Hunde. Aber ihre Ohren standen aufrecht, und die Enden ihrer Fahnen waren so weiß wie die erwachsener Füchse.

Die alte Füchsin trug die Nahrung nun nicht mehr in den Bau. Sie brauchte sich nur zu nähern, dann sprangen ihr die jungen Füchse schon entgegen, umringten sie und rissen ihr die Nahrung förmlich aus dem Fang. Dann begannen sie zu raufen, jedes zog die Beute an sich und versuchte sie dem anderen fortzunehmen.

Manchmal brachte ihnen die Fähe auch lebende Beute, meist Mäuse. Dabei konnten wir beobachten, wie die jungen Füchse zur Jagd erzogen wurden.

Sie spielten mit den Mäusen genau wie junge Katzen: versteckten sich, sprangen sie an, fingen sie und ließen sie wieder frei. Die Fähe saß abseits, beobachtete das Spiel und mischte sich nicht ein. Die Maus brauchte jedoch nur den jungen Füchsen zu entschlüpfen, so stürzte sie ihr augenblicklich nach, packte sie mit den Zähnen und trug sie in die Mitte des Vorplatzes zurück.

Auch wenn die jungen Füchse allein waren, versuchten sie selbst zu jagen: Sie jagten hinter Käfern und Schmetterlingen her. Einmal kam ein großer schwarzer Käfer auf ihren Vorplatz gekrochen. Wir sahen ihn durch das Fernglas sehr deutlich auf dem gelben Sand. Im Nu hatten die jungen Füchse ihn umringt und musterten ihn mit Interesse. Der Käfer kroch langsam über den freien Platz. Die jungen Füchse sprangen um ihn herum, wagten aber nicht, ihn zu berühren. Schließlich bekam eines der Jungen Mut und schlug den Käfer mit der Pfote, so daß er auf den Rücken fiel. Der junge Fuchs stürzte sich auf ihn, wollte ihn greifen, schrie aber laut auf, schüttelte seinen kleinen Fang und sprang zur Seite. Offensichtlich hatte der Käfer

ihn arg gekniffen. Die jungen Füchse riskierten es nicht, den Käfer noch einmal anzurühren, und er kroch ruhig weiter ins Gras.

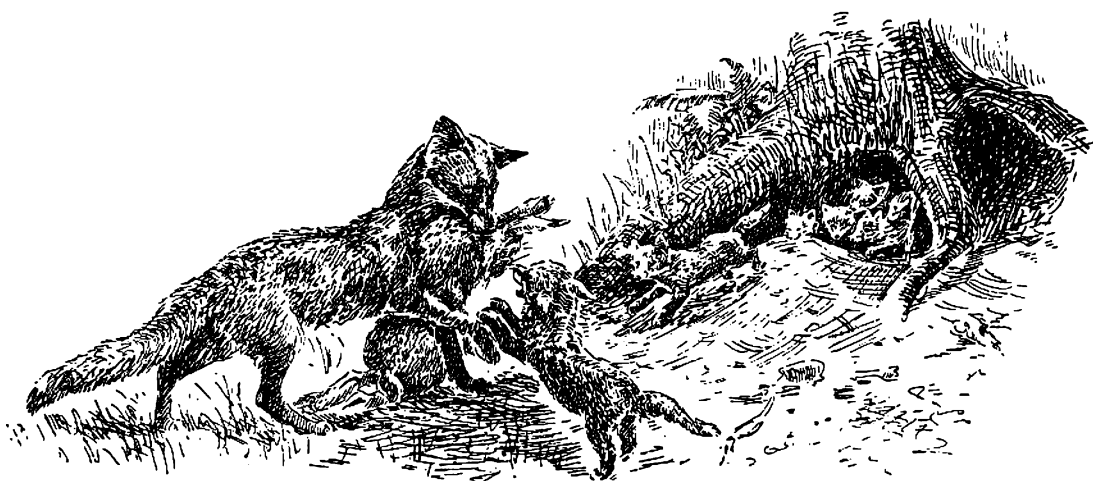
Dann beobachteten Nina und ich, daß die jungen Füchse nicht weit von dem Bau Frösche fingen. Bevor sie aber ihre Beute fraßen, spielten sie lange mit ihr.

Die Fuchsjungen waren nun schon herangewachsen und hatten sich stark verändert. Sie waren kräftiger rot und ihre Fahnen lang geworden, die kleinen Fänge hatten sich gestreckt; kurz, die Tiere begannen erwachsenen Füchsen zu ähneln.

Sie fraßen alles Lebendige, das ihnen unter die Pfoten kam: verschiedene kleine Tiere, Vögel, Eidechsen und Frösche. Nina stellte eine Liste der Tiere auf, mit denen sich die jungen Füchse ernährten.

Von Tag zu Tag entfernten sie sich von dem Bau aus weiter in den Wald; sie jagten selbständig, und wir mußten die Beobachtung des Baues einstellen.

Aber im nächsten Jahr werden wir die Arbeiten zum Studium der Ernährung der Füchse noch verstärken", fügte Natalja hinzu. „Wir werden nicht nur einen, sondern mehrere Versuchsbaue beobachten.



Kommen Sie nur zu uns. Wir setzen Sie auch zum Aufpassen an einen Bau. Nur achten Sie darauf, daß die Mücken Sie nicht aufessen. Was hatten wir im Sommer nicht alles von ihnen auszuhalten!" Sie lachte.

Natalja blieb den ganzen Tag in der Verwaltung und fuhr erst am Abend zurück in das Forstrevier von Nikor.

„Sie wollen doch nicht nachts allein durch den Wald fahren? Bleiben Sie doch bis morgen früh“, versuchten wir sie zu überreden.

Aber davon wollte Natalja nichts hören. Sie spannte selbst das Pferd an, verabschiedete sich von allen und setzte sich in ihren kleinen Wagen.

„Kommen Sie auf jeden Fall nach Nikor!“ rief sie uns noch einmal zu und fuhr dann aus dem Tor des Gehöftes.



Ein spaßiger Zwischenfall

Die Schwarzwildjagd ist nur innerhalb des eigentlichen Naturschutzgebietes verboten, außerhalb seiner Grenzen ist sie dagegen erlaubt.

Im Herbst suchen die Sauen häufig die benachbarten Kartoffeläcker auf. Hier treiben sie regelrechten Raubbau; sie fressen weniger, als sie herauswühlen, zertrampeln und verderben.

Deshalb richten die Jäger auf den Kartoffelfeldern Verstecke ein, in denen sie sich verbergen und warten, bis die Sauen herauskommen.

Es ist allerdings schwer, ihnen aufzulauern; denn sie sind hellhörige und sehr vorsichtige Tiere. Bevor sie auf das Feld heraustreten, schnüffeln und lauschen sie lange, ob nicht irgendeine Gefahr lauert. Wenn sie einen Menschen wittern, gehen sie um keinen Preis an diese Stelle heran. Es ist nicht selten vorgekommen, daß ein Jäger die ganze Nacht an einem Ende des Feldes saß und auf Sauen wartete, während diese in derselben Zeit am entgegengesetzten Ende die Kartoffeln ausgruben. Sie fressen sich in der Nacht satt und kehren bei einbrechender Dämmerung in den Wald zurück.

Der Beobachtungsposten eines Schwarzwildjägers muß immer so liegen, daß der Wind in der Richtung zum Jäger steht; dann können diese den Menschen nicht wittern und kommen oft dicht an ihn heran. Aber auch dann ist es nicht leicht, sie zu erlegen. Ist die Nacht klar, dann ist es gut; aber manchmal herrscht eine solche Finsternis, daß die Sauen an einem vorbeigehen können, ohne daß man sie bemerkt.

Eines Nachmittags gingen die Jäger aus dem Dorf auf die Schwarzwildjagd. Es waren sechs Leute, und Wladimir begleitete sie. Er hatte uns auch eingeladen, aber wir waren nicht mitgegangen.

Am nächsten Morgen gingen wir zuerst zu Wladimir und fragten ihn: „Nun, haben Sie etwas geschossen?“

Er lachte laut.

„Ja“, sagte er, „fast hätte ein Wildschwein uns niedergeschossen!“

„Wieso?“

„Ja, das kam so!“

Wieder begann Wladimir laut zu lachen, als er sich des Geschehenen erinnerte. Endlich beruhigte er sich und begann zu erzählen: „Wir kamen an das Versteck, wählten die Plätze und setzten uns. Rechts von mir, etwa hundert Schritte entfernt, saß Großvater Kuzma. Wir warteten . . . Es dämmerte schon, und außerdem verdeckten Wolken den Himmel. Es wurde so dunkel, daß man die Hand vor Augen nicht sehen konnte. Dabei war es ganz still; es war sogar zu hören, wie sich die Leute im Dorf unterhielten. Dann hörte ich ein wenig rechts von mir Laute, ähnlich dem Bellen eines Hundes: Ein Reh war auf das Feld herausgekommen, hatte jemanden gewittert und schreckte. Vor wem mag es wohl schrecken? dachte ich. Entweder hat es uns gewittert oder Sauen bemerkt.

Und jetzt wirtschaftete etwas auf dem Felde: Aha, die Sauen waren gekommen und wühlten in den Kartoffeln. Allerdings weit von mir entfernt. Es hörte sich an, als ob sich alles nach rechts in Großvaters Richtung hinzöge.

Ich versteckte mich und rührte mich nicht, wartete, daß sie näher zu mir herankämen. Plötzlich krachte aus den Sträuchern ein Schuß! Ach, dachte ich, diesmal ist das Glück einem anderen zuteil geworden. Die Sauen stürzten stampfend durch die Sträucher am Großvater vorbei und direkt auf den Wald zu. Der Großvater aber schießt nicht. Da höre ich, wie jemand durch die Büsche zu

mir läuft. Ob das eine Sau ist? Ich spähe in die Dunkelheit: Es ist Großvater Kuzma. Wie ich sehe, ist er ohne Mütze und Gewehr zu mir gelaufen.

„Was denn“, sage ich, „hast du nicht geschossen? Die Sauen sind doch auf dich zugelaufen.“

„Eine Sau . . . eine Sau hat mir das Gewehr fortgerissen!“ – „Wie?“ frage ich, „fortgerissen? Bist du bei Verstand oder nicht?“ – „Ich weiß es selbst nicht mehr; vielleicht bin ich wirklich übergeschnappt.“

„Erzähl doch mal vernünftig, was geschehen ist.“

„Ich verstehe es selbst“, antwortete er. „Ich sitze und lausche, die Sauen bewegen sich über das Feld; aber eine Dunkelheit ist das, ich kann nichts erkennen. Sie fangen an, sich in meiner Richtung zu bewegen. Sie sind schon ganz nah, ich kann sie sogar schmatzen hören. Na, denke ich, jetzt werden sie mich gleich wittern, es hat keinen Zweck mehr zu warten, ich muß nach dem Gehör schießen. Ich mache mich gerade bereit, da feuert plötzlich Waska von der



Seite her auf sie! Die Sauen fahren herum und laufen in ihrem Schreck auf mich zu. Eine jagt direkt durch meinen Strauch, beinahe über mich hinweg und reißt mir das Gewehr aus der Hand. Ich habe danach gesucht und gesucht, aber kein Gewehr gefunden. Das heißt, die Sau hat sich in dem Riemen verhakt und es mit fortgetragen.'

Inzwischen kamen auch die anderen Jäger zu uns heran. Wir suchten alle Sträucher in der Umgebung ab – fanden aber nirgends ein Gewehr. Sehen Sie, so etwas ist uns passiert! Großvater Kuzma seufzte nur in einem fort und sagte dann: ‚Ein Glück nur, daß das Wildschwein mich nicht erschossen hat. Wenn es mit dem Abzugshahn den Strauch gestreift hätte, wäre der Schuß losgegangen!‘

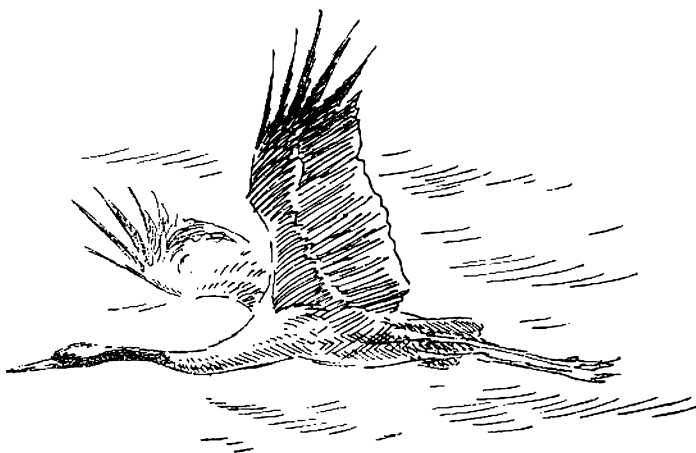
Wladimir konnte nicht weitererzählen, er mußte wieder laut lachen. „Stellen Sie sich bloß vor!“ sagte er unter Lachen. „Wäre das ein Bild gewesen, wenn das Wildschwein wirklich gefeuert hätte!“

In diesem Augenblick öffnete sich unsere Zimmertür, und auf der Schwelle erschien Großvater Kuzma. Er lächelte fröhlich. An seiner Schulter hing das Gewehr.

„Hast du das Gewehr gefunden?“ wandte sich Wladimir an ihn.

„Ja, ich komme gerade aus dem Wald. Auf dem Weg wollte ich auch zu dir mit herangehen“, antwortete der Großvater heiter.

„War das eine Geschichte!“ Mit diesen Worten wandte er sich an uns. „Haben Sie gehört, wie mir die Sau gestern das Gewehr fortgenommen hat? Damit wollte sie wohl den Tod so vieler ihrer Gefährten an mir rächen, es hat nur nicht ganz geklappt. Aber einen ziemlichen Schrecken habe ich doch bekommen!“



In der Waldhüterhütte

Es wurde Herbst. Die jahrhundertealten Riesen, Eichen, Weißbuchen, Ahorne und andere Bäume, legten grellbunten Blattschmuck an. Selten findet man eine solche Mannigfaltigkeit an Farben und Schattierungen wie in diesem mächtigen, alten Wald.

Es kamen klare, ruhige, aber schon herbstlich kühle Tage. Morgens in der Dämmerung bedeckte blaugrauer Nebel die Niederungen, und von weitem erklang aus den Waldsümpfen der langgezogene Schrei der Kraniche, die sich zu ihrem Herbstflug bereitmachten.

Der Herbstbeginn ist die Brautzeit, die Brunftzeit der Hirsche. In dieser Zeit durchstreifen die Männchen unruhig den Wald und schreien laut. Das Röhren der Hirsche hält etwa einen Monat an. Das ist die günstigste Gelegenheit für eine Zählung der erwachsenen Hirsche, und alle Jäger beeilen sich, sie wahrzunehmen. Jeder Jäger begibt sich in sein Revier und bestimmt nach dem Schreien, wieviel männliche Tiere sich in seinem Revier befinden.

Wir hatten den Wunsch, an einer solchen Zählung teilzunehmen, das Röhren der Hirsche zu hören, und vor allem wollten wir sie selbst zu Gesicht bekommen.

Im Sommer hatten wir oft versucht, diese hellhörigen und vorsichtigen Tiere abzupassen. Wir gingen in der Dämmerung zu Waldlichtungen, an denen sie gewöhnlich ästen, verbargen uns in einem Versteck an Hirschwechsellern und lauerten an der Tränke. Aber all unsere Bemühungen waren erfolglos geblieben. Ermattet, von den Mücken völlig zerstoßen, kamen wir nach Hause – ohne auch nur einen Hirsch gesehen zu haben.

„Warum mühen Sie sich denn nutzlos ab!“ sagte Nikolai Sergejewitsch zu uns. „Wenn der Herbst kommt und das Schreien beginnt, ist es leicht, Hirsche zu sehen.“

Als nun der Herbst kam, bestürmten wir Nikolai Sergejewitsch mit Bitten, er möchte uns so schnell wie möglich zu einem Waldhüter in den Wald schicken.

„Fahren Sie zu Onkel Nikita“, schlug er vor. „Er ist unser erfahrenster Beobachter und Pfadfinder. Früher war er ein bekannter Wilddieb, der in unserem ganzen Urwald berühmt war. Es kann nicht schaden, wenn Sie ihn kennenlernen.“

Früher ein Wilderer und jetzt ein Waldhüter im Naturschutzgebiet, das war wirklich interessant!

Ohne Zeit zu verlieren, bereiteten wir uns auf die Fahrt vor und waren schon am nächsten Abend in der Waldhüterhütte bei Onkel Nikita.

Wir erwarteten, einen alten, menschen scheuen und mürrischen Mann mit grauem Bart zu finden. Aber so war Onkel Nikita nicht. Obwohl er schon über sechzig Jahre alt war, sah er bedeutend jünger aus. Er war groß, hager, beweglich, hatte nicht ein graues Haar, ein gutrasiertes Kinn und einen vollen, leicht gewirbelten Schnurrbart. Und Augen hatte er: fröhlich und schlau. Von den ersten Worten an waren wir mit Onkel Nikita gut Freund und fühlten uns in seinem Waldhüterhäuschen sofort wie zu Hause.

Er war sehr gastfreundlich und gesprächig, begann geschäftig hin und her zu laufen, stellte den Samowar auf und ging in seine Vorratskammer, um Honig zu holen. Es verging keine halbe Stunde, und wir saßen an einem mit einem sauberen Tischtuch gedeckten Tisch, tranken Tee mit aromatischem Honig und lauschten den Erzählungen unseres Wirts vom Belowesher Urwald, von den Zarenjagden und davon, wie er selbst in jenen fernen Zeiten gelebt hatte.

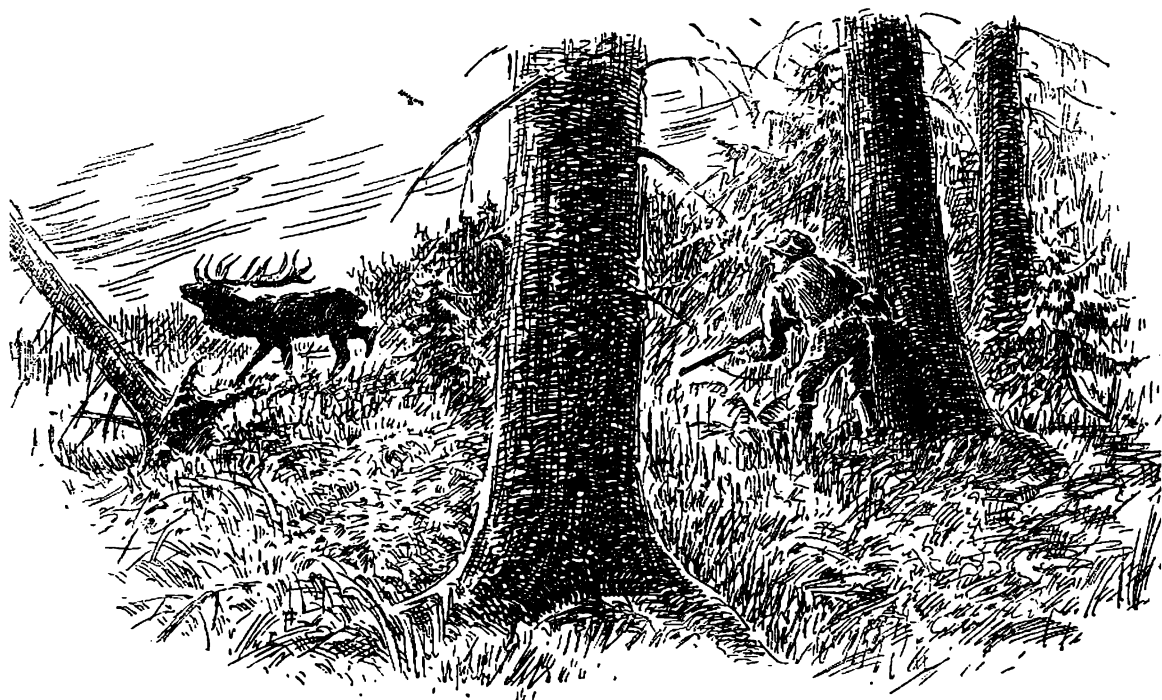
„So, wie ich hier geboren bin, bin ich auch nie fortgekommen von hier“, sagte Onkel Nikita. „Und wohin sollten wir auch: hatten kein Land, keine Wirtschaft, nur eine kleine windschiefe Kate, in der wir wohnten. Wir lebten vom Wildern. Mein Großvater, Vater und meine Brüder, alle waren Wilddiebe. Ich führte die Tradition des Wilderns gewissermaßen fort. Seit meiner frühesten Kindheit durchstreifte ich schon mit meinem Vater den Wald und half ihm bei der Jagd. Ohne Gewehr scheuchte ich an Stelle eines Hundes das Wild auf, und während mein Vater schoß oder anfang, das Wild abziehen, paßte ich auf, daß niemand von der Wache zu dicht herankam; denn zur Zarenzeit war die Jagd im Urwald nur dem Adel erlaubt, und unsereinem war nicht nur das Erlegen von Wild, sondern sogar der Besitz eines Gewehres verboten. Sobald sie erfuhren, daß einer ein Gewehr hatte, überrumpelten sie ihn mit einer Haussuchung, und wenn sie tatsächlich etwas fanden, dann war es um den Menschen geschehen. Deshalb mußten wir das Gewehr im Wald verstecken. Bevor wir es aus dem Versteck holten, gingen wir erst ringsherum, um zu sehen, ob niemand in der Nähe wäre. So jagten wir das Wild – und die Zarenwache uns, genau wie ein Wild.“

Mit fünfzehn Jahren ging ich schon selbständig und allein mit dem Gewehr auf die Jagd. Bis dahin hatte mir mein Vater nicht erlaubt, das Gewehr zu nehmen.

Das erste Mal nahm ich es heimlich; nachdem ich aber eine Sau erlegt hatte, ging ich regelmäßig auf die Jagd. Ich habe eine Menge Wild in meinem Leben erlegt. Es ist kaum zu zählen! Die zaristischen Jäger hatten ein besonderes Auge auf mich. Wie haben sie mir auf die Finger gesehen! Fangen konnten sie mich allerdings nicht; denn ich kannte den Wald wie meine eigene Tasche, kannte jede kleine Schlucht und jeden Strauch. Nie hätten sie mich erwischt!

Wenn ich ein Reh oder ein Stück Schwarzwild geschossen hatte, versteckte ich mich so schnell wie möglich in den Büschen und horchte, ob jemand käme.

Ich habe ein gutes Gehör. Mag einer noch so leise schleichen, ich höre es sofort und unterscheide, ob es ein Tier oder ein Mensch ist. Wenn alles ruhig blieb, ging ich wieder zu meiner Beute. Im Handumdrehen hatte ich sie ausgenommen und in einzelne Teile zerlegt.



Dann verteilte ich das Wildbret auf die Äste verschiedener Bäume, damit die Wölfe es nicht erreichen konnten, und nachts schaffte ich es in meine Vorratskammern.“

„Konnte man es denn in Ihren Vorratskammern nicht finden?“ fragten wir.

„Und wie sie danach gesucht haben! Es kam vor, daß sie mitten in der Nacht kamen, um bei mir Haussuchung zu halten. Sie durchwühlten die ganze Hütte, gingen in die Kammer, in den Lager-schuppen, auf den Boden und untersuchten sogar den Fußboden; sie krochen überallhin. Stöberten und stöberten und gingen schließlich, ohne etwas gefunden zu haben.“

„Wo hatten Sie denn Ihre Vorratskammern eingerichtet?“

„Was heißt: wo? Im Wald natürlich, in den Baumhöhlen.“ Onkel Nikita lachte vergnügt und fuhr fort: „Ich hatte besondere Baumhöhlen mit Türen. Und jede Tür war von außen mit Borke verkleidet; man ging vorbei, ohne sie zu sehen.

Die Plätze für meine Vorratskammern suchte ich in verschiedenen Teilen des Waldes aus, damit ich mit der Beute nicht weit durch den Wald gehen mußte, sonst hätte es in einer unglücklichen Minute geschehen können, daß ich der Wache gerade in die Arme gelaufen wäre. Außerdem wären meine Vorräte nicht alle auf einmal verlorengegangen, wenn jemand auf eine der Vorratskammern gestoßen wäre.

Allerdings gelang es niemandem, auch nur eine zu entdecken. Ich wählte schon Stellen aus, die nicht so leicht zu erreichen waren. Ich hatte mir sogar eine Räucher-kammer im Wald eingerichtet. Im Herbst räucherte ich mir Fleisch, versorgte mich mit Lebensmitteln für den ganzen Winter...“

„Wieviel Baumhöhlen muß man denn im Wald finden, um in ihnen Vorräte für den ganzen Winter anlegen zu können?“ Das interessierte uns sehr.

„Warum denn finden? Wozu gibt es denn Axt und Stechbeitel?“ Onkel Nikita blinzelte uns verschmitzt an. „Ich habe mir meine Baumhöhlen selbst gemacht. Und ich habe sie nicht schlechter ausgehöhlt als ein Specht. Haben Sie gesehen, was für Kiefern und Eichen bei uns wachsen? Solche, daß fünf bis sechs Mann sie umspannen müssen.

Wenn ich solch einen Baum gefunden hatte, stemmte ich mir meine Vorratskammer hinein, und zwar so, daß ich auf einmal ein ganzes Wildschwein darin verbergen konnte.

Einmal passierte mir im Herbst eine aufregende Geschichte. Ich ging durch den Wald, als plötzlich ein Reh direkt auf mich zusprang. Ich weiß selbst nicht mehr, wie es kam, daß ich so unbedacht



handelte. Ich überzeugte mich jedenfalls nicht, ob jemand in der Nähe war, riß das Gewehr herunter, und ‚paff‘ traf ich das Reh. Im selben Augenblick begann es ringsum zu pfeifen. Das heißt, ich war unversehens direkt auf die Wache gestoßen. Ich hörte das Pfeifen von allen Seiten und wußte nicht, wohin ich laufen sollte. Na, dachte ich, jetzt ist es geschehen! Aber in diesem Augenblick erinnerte ich mich an meine Vorratskammer, die ich in der Nähe eingerichtet hatte.

Ich lief augenblicklich dorthin, riß das Reh mit mir, damit nichts umkäme, lief zu einer Eiche, machte das Türchen auf und kroch mit dem Reh hinein. Ich schloß das Türchen wieder, hockte zusammengekrümmt und schaute durch eine kleine Spalte hinaus.

Ich hörte, wie die Jäger in einer Kette das Dickicht durchstreiften und sich dabei unterhielten: Er ist hier, er muß hier sein. Er kann nirgends hinlaufen, höchstens über die Schneise, aber dort stehen auch die Unseren.

Ungefähr drei Stunden krochen sie durch das Dickicht und suchten mich. Dabei regnete es, und sie sind bestimmt bis aufs Hemd durchgeweicht, während ich wie der Specht im Loch saß. Bei mir war es trocken und warm, und ich ruhte mich sogar ein wenig aus.

Als ich aufwachte, wurde es schon Abend. Im Wald war es ruhig, sie waren alle längst fortgegangen, und es hatte aufgehört zu regnen. Ich blieb vorsichtshalber noch ein wenig sitzen; denn in unserem ‚Beruf‘ war Vorsicht geboten. Als es aber ganz dunkel geworden war, verließ ich, mit dem Reh über den Schultern, meine Höhle und ging in die Räucherammer.“

Onkel Nikita schob das leere Glas von sich und zündete sich eine Zigarette an.

„So lebte ich mit den Tieren, selbst fast wie ein wildes Tier. Wenn ich durch den Wald ging, sah ich mich nach allen Seiten um, weil ich fürchtete, einem Menschen zu begegnen. Niemals bin ich auf

den Gedanken gekommen, daß eine Zeit anbrechen könnte, in der ich selbst Wald und Tiere vor Wilderern schützen würde. In meinem Revier treibt keiner Unfug, ich würde ihn sofort erwischen!”

„Wie denn, Onkel Nikita, du bist früher selbst Wilddieb gewesen . . . und jetzt: „Ich würde ihn sofort erwischen!““

Onkel Nikita sah uns streng an.

„Aber was war das für eine Zeit? Für wen haben sie denn das Gut geschützt? Für die Herrschaften. Aber jetzt ist es das eigene, das volkseigene. Bestiehlt man sich denn selbst? Ich bin Waldhüter geworden, um der allgemeinen Sache zu dienen. Wieviel Jahre hat mir meine Mutter, der Urwald, geholfen, mich ernährt. Dafür zeige ich ihr jetzt gewissermaßen meine Dankbarkeit, ich beschütze sie.

Jetzt ist es doch etwas ganz anderes. Früher hat man mich angesehen wie ein wildes Tier; aber jetzt arbeite ich und werde geachtet. Studenten sind zum Praktikum zu uns gekommen, ich habe sie durch den Wald geführt und ihnen alle möglichen Fährten und Spuren gezeigt. Ich habe ihnen von den verschiedenen Tieren erzählt, wo sie sich aufhalten und wie sie leben. Sie haben sogar in der Zeitung von mir geschrieben.“

Als Onkel Nikita dieses sagte, setzte er eine würdevolle Miene auf, hielt es aber plötzlich nicht mehr aus und lächelte genau wie ein Kind, ein gutes Lächeln.

„Und mein Bild haben sie veröffentlicht“, ergänzte er.

„Wenn jetzt jemand in das Naturschutzgebiet kommt, um irgend-ein Tier im Urwald zu sehen, schickt man ihn sofort zu mir, weil ich den ganzen Urwald wie mein eigenes Haus kenne. Und morgen früh führe ich Sie, damit Sie das Schreien der Hirsche hören. Jetzt ist es aber Zeit, schlafen zu gehen“, fügte er hinzu, „sonst finden Sie morgen früh nicht aus den Betten. Wir brechen sehr zeitig auf, noch vor Tagesanbruch.“



Das Schreien der Hirsche

Onkel Nikita weckte uns wie verabredet noch vor Tagesanbruch. Wir zogen uns schnell an, frühstückten in aller Eile und gingen in den Wald.

Es war noch dunkel, kühl und feucht und roch stark nach verwelktem Laub. Die Blätter fielen von den Bäumen und raschelten leise, wenn sie die Äste streiften.

Schweigend folgten wir unserem Begleiter und lauschten auf jedes Geräusch, auf jeden Laut des Herbstwaldes. Wir gingen etwa drei bis vier Kilometer.

„Hören Sie, da schreit ein Hirsch!“ sagte Onkel Nikita und blieb unerwartet stehen.

Wir blieben ebenfalls stehen und lauschten. Von weit her, tief aus dem Wald, wurde ein langgezogener melodischer Laut, ähnlich dem Klang des Jagdhornes, zu uns herübergetragen.

„Ist das wirklich ein Hirsch, der schreit?“ fragten wir flüsternd. Onkel Nikita nickte bejahend mit dem Kopf.

„Er schreit im Jagen 116“, sagte er. „Ich muß nur noch heraus hören, wohin er geht.“

Wir standen noch einige Zeit und lauschten dem Schreien, das bald verstummte, bald von neuem erklang.

„Aha, jetzt weiß ich es! Nun können wir gehen!“

Wir setzten uns wieder in Bewegung und folgten unserem Führer möglichst geräuschlos.

Es begann zu tagen. Wir gingen einen Pfad entlang durch ein Gehölz. Zu beiden Seiten stand niedriges dichtes Gestrüpp wie eine undurchdringliche Wand, über der sich nur hin und wieder einzelne Bäume, Eichen und Ahorne, erhoben. Sie zeichneten sich scharf vom heller werdenden Himmel ab.

Wir gingen und hörten wieder das Schreien des Hirsches. Zuerst verstärkte es sich merklich. Wir gingen also richtig und schnitten dem Tier den Weg ab. Plötzlich aber wurde das Schreien unerwartet leiser.

„Was bedeutet das, geht er fort?“

Onkel Nikita drohte mit dem Finger. „Leise . . . Er ist von der Lichtung in den Wald gewechselt, dorthin, zu jenem länglichen Hügel.“ Unser Führer deutete mit der Hand auf einen hohen alten Wald, der sich wie eine kleine Insel über dem Gehölz erhob.

Wir bogen vom Pfad ab und gingen quer durch das Gesträuch. Jeden Augenblick streiften wir an Zweigen entlang. Das trockene Laub raschelte. Unter den Füßen knackten kleine Äste.

„Erschrecken wir ihn nicht?“

„Nein“, antwortete Onkel Nikita leise. „Er achtet jetzt nicht auf Lärm; geht sogar ohne zu sichern, lärmt und schreit. Aber wenn wir dichter herankommen, müssen wir wieder vorsichtig sein, sonst hört er uns und geht fort.“

Nachdem wir uns einen Weg durch das Gestrüpp gebahnt hatten, gelangten wir schließlich auf eine Schneise und blieben stehen.

Nun konnten wir deutlich hören, daß der Hirsch jenseits der Schneise auf dem Kiefern Hügel schrie. Manchmal war sogar ein entferntes Knacken von Ästen zu hören.

Wir gingen längs der Schneise, als sich plötzlich ganz in unserer Nähe ein langgezogenes Heulen, wie von einem Hund, erhob. Eine zweite und eine dritte Stimme fielen ein . . .

„Was ist das?“ fragten wir Onkel Nikita.

„Wölfe“, antwortete er leise. „Hier hält sich ein ganzes Rudel davon auf. Wir warten nur den Spurschnee ab, dann erledigen wir sie alle.“

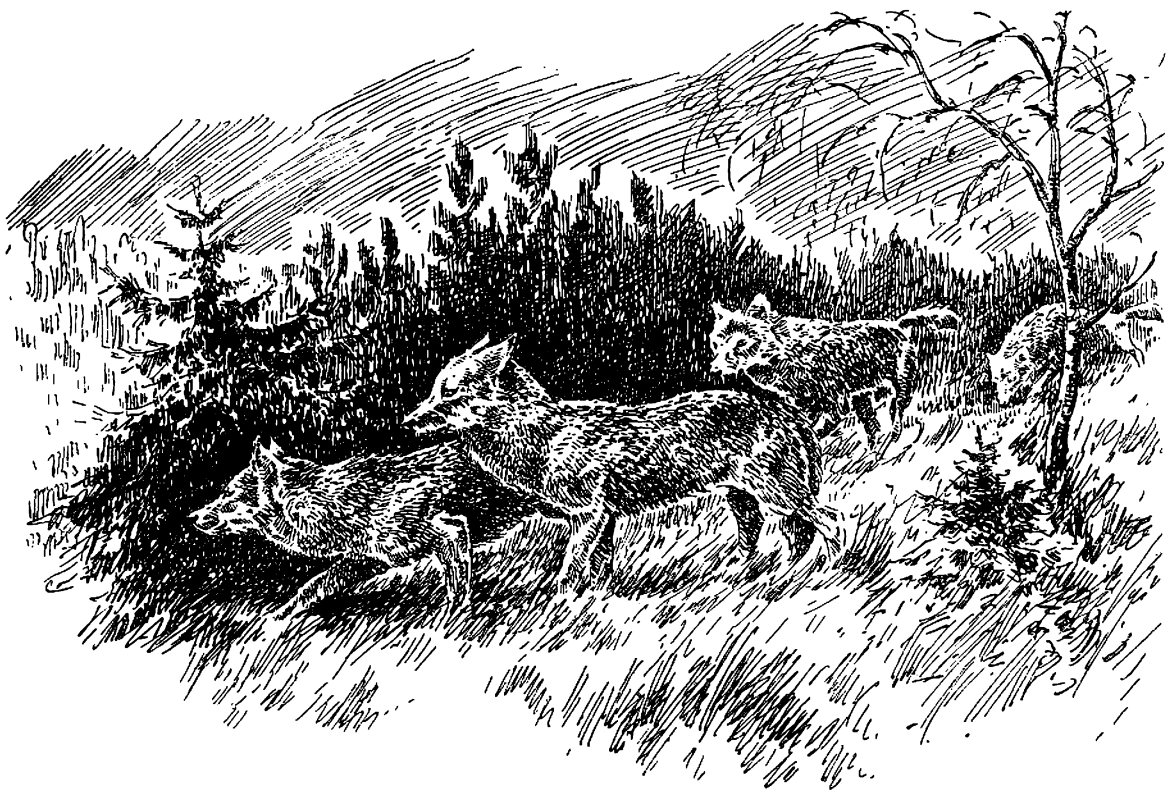
„Aber das ist ja furchtbar, Onkel Nikita! Der Hirsch röhrt doch hier ganz in der Nähe; wenn die Wölfe ihn hören, werden sie ihn bestimmt reißen.“

„Nein, das kommt nicht vor.“ Onkel Nikita schüttelte den Kopf.

„Wenn ein Hirsch schreit, wagen die Wölfe nicht, sich ihm zu nähern. Er stürzt sich in dieser Zeit, wenn er einen Wolf bemerkt, sogar auf diesen und forfelt ihn mit seinem Geweih zu Tode.“

Wir standen still auf der Schneise und lauschten.

Auf der einen Seite heulten schwermütig die Wölfe, und auf der anderen röhnte laut und herausfordernd der Hirsch.



Aber dann verstummten die Wölfe. Dafür näherte sich das Schreien des Hirsches immer mehr . . . Aus der Ferne kam eine Antwort.

„Da schreit noch einer, hören Sie, dort auf der anderen Seite“, sagte Onkel Nikita. „Er zieht auch in unserer Richtung. Kommen Sie schnell!“

Wir gingen wieder die Schneise entlang. Hier ging es sich leicht, unter den Füßen raschelte nichts. So schritten wir schnell aus und vermochten dabei Onkel Nikita kaum zu folgen.

Vor uns tauchte eine offene Lichtung auf. Wir blieben an ihrem Rand stehen und versteckten uns hinter dem dicken Stamm eines alten Baumes.

Auf der anderen Seite war schon deutlich das langgezogene Schreien des Hirsches aus dem Wald zu hören und das Knacken der Äste, die unter seinen Läufen zerbrachen. Der Hirsch ging offenbar kühn

vorwärts, ohne sich vor irgend etwas zu fürchten und zu versuchen, seine Anwesenheit zu verbergen; im Gegenteil, er verkündete sie laut.

Es war eigenartig, sogar ein wenig unheimlich, durch die Stille des Waldes dieses klangvolle, langgezogene Röhren zu hören und dabei gewärtig zu sein, daß sich das Tier in wenigen Augenblicken selbst zeigen würde.

Auch unsere ganze Umgebung war ungewöhnlich und geheimnisvoll. Die flammenden Lichtflecke der Dämmerung berührten schon die Baumkronen, und unten auf der Lichtung schwammen leise schwankend blaue Nebelwogen.

Als wir auf diese bewegten, blauschimmernden Schwaden blickten, drehte sich uns sogar ein wenig der Kopf. Es hatte den Anschein, als ob sich auch die Sträucher und Bäume bewegten und wir selbst mit ihnen davonschwämmen.

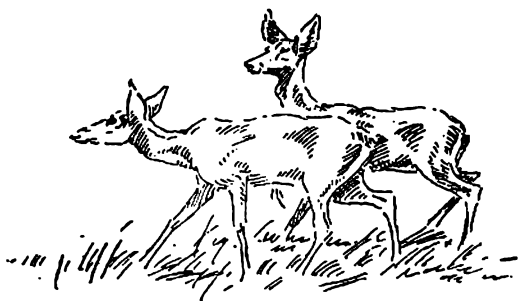
Plötzlich erschien auf der Lichtung ein riesiger dunkler Schatten, der sich auf uns zu bewegte, näher kam, noch näher . . .

Wir spähten gespannt dorthin und versuchten zu erkennen, was es war.

In diesem Augenblick kam plötzlich ein Windstoß, zerriß die Nebelschwaden, und wir erblickten genau vor uns den Hirsch. Er stand mit hoch erhobenem Haupt, als sähe er unverwandt in das Waldesdickicht. Plötzlich streckte er den Hals vor und begann laut und anhaltend zu schreien.

Wie gut sah er hier im Wald, in voller Freiheit, aus! Und wie riesig erschien er, wie ein echter Waldriese! Es war ein alter Hirsch mit einem großen, verästelten Geweih. Er stand, von den ersten Sonnenstrahlen beschienen, wie vergoldet da.

Nicht weit von dem röhrenden Hirsch traten zwei Rottiere aus dem Wald. Sie waren bedeutend kleiner als der Hirsch und hatten kein Geweih. Ihre schönen, feingeschnittenen Häupter sichernd erhoben



und die großen Ohren gespitzt, gingen sie so vorsichtig, daß es schien, als reichte das leiseste Geräusch aus, um diese hellhörigen Tiere im Nu im Wald verschwinden zu lassen.

Der Hirsch erweckte dagegen den Eindruck, als ob er nicht das geringste sah oder hörte. Nachdem er einige Zeit an einem Fleck gestanden hatte, bewegte er sich wieder vorwärts und kam, abgehackt schnaufend, direkt auf uns zu. Nun war er schon ganz dicht. Wir verhielten den Atem und preßten uns noch fester an den Stamm. Es war einfach unwahrscheinlich, dieses majestätische Waldtier so unmittelbar vor sich zu sehen. Wir konnten sogar die kleinsten Einzelheiten an ihm unterscheiden. Sein Geäse war halb geöffnet, und auf den dunklen Lippen glänzte Schaum.

Er trat, wohin es gerade traf, und zerknackte dabei laut das trockene Reisig.

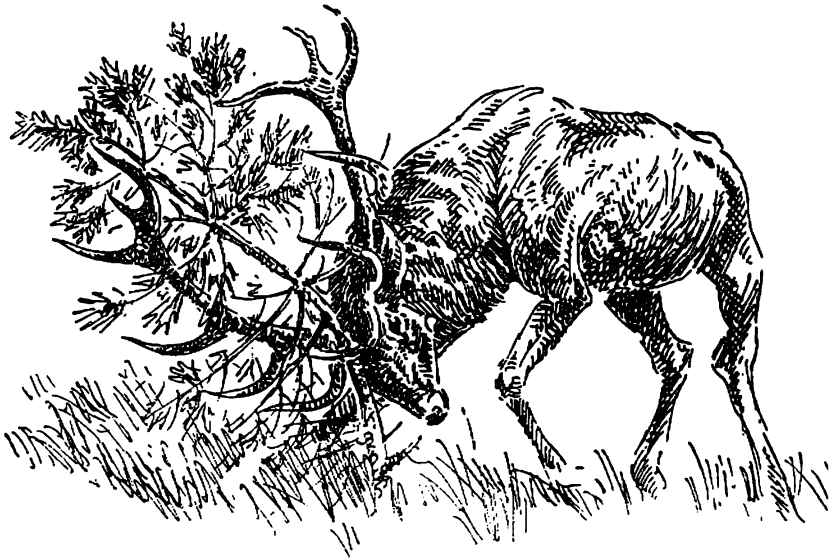
Der Hirsch ging zu einer jungen Kiefer, holte unerwartet zum Schlag aus und stieß sie mit dem Geweih. Das Bäumchen schwankte leicht. Der Hirsch stieß wieder zu, noch einmal, begann dann, das Bäumchen zu biegen und zu brechen. Während der Stöße flogen die Äste und Zweige nach allen Seiten.

Schließlich hatte der Hirsch das Bäumchen abgebrochen, schrie und schritt weiter. Die weiblichen Tiere folgten ihm. In diesem Augenblick ertönte seitlich der Lichtung deutlich ein antwortendes Schreien, und wir erblickten in etwa fünfzig Schritt Entfernung einen zweiten Hirsch. Einige Zeit standen sie einander gegenüber. Dann begann der erste Hirsch drohend zu röhren, drehte sich ein wenig und ging auf den Gegner los. Wir standen starr. Sollten wir wahrhaftig Zeugen eines Kampfes werden? Es kam jedoch ganz anders, als wir erwarteten.

Der zweite Hirsch war bedeutend kleiner und offenbar jünger als der erste. Er räumte seinem stärkeren Nebenbuhler sofort das Feld und ging langsam zur Seite. Nach einer Minute war er wieder im Wald verschwunden.

Der erste Hirsch bewegte sich schreiend und schnaufend hinter ihm her.

Wir blieben noch einige Zeit stehen, begaben uns dann nach Hause in das Waldhüterhäuschen und tauschten unterwegs unsere Eindrücke aus.



Ein seltsamer Fund

Wir gingen quer durch den Wald über moosige Sümpfe und unterhielten uns über die Hirsche.

Plötzlich stießen wir auf einen großen Haufen frisch aufgeworfenes Moos und herabgefallenes Laub.

Onkel Nikita ging vorsichtig um den Haufen herum, betrachtete ihn von allen Seiten, dann nahm er einen Stock und schob Moos und Laub vorsichtig auseinander. Und nun sahen wir, daß unter dem Haufen ein totes Reh lag.

„Wer hat es getötet? Doch nicht etwa Wilderer?“ fragten wir erstaunt.

„Nein, das hat ein Luchs angerichtet.“ Mit diesen Worten zeigte Onkel Nikita auf das Reh, dessen Hals und Rücken über und über mit tiefen Wunden bedeckt waren.

„Oder vielleicht Wölfe?“

„Was denken Sie! Ein Wolf würde seine Beute niemals verscharren. Ein Bär könnte es tun; aber Bären sind bei uns längst ausgestorben.“

Onkel Nikita sah das Reh an und schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Sieh mal an, wie er das Tier verstümmelt hat! Aber gefressen hat er es nicht. War wohl satt. Na warte, mit dir werde ich noch abrechnen!“

Als er das gerissene Reh wieder mit Moos und Laub zugeschüttet hatte, gingen wir in das Waldhüterhäuschen zurück.

Onkel Nikita schien den ganzen Tag über bekümmert. Gegen Abend ging er auf den Boden, holte von dort zwei Fangeisen herunter und

rieb sie kräftig mit Wacholder ein. Es interessierte uns sehr, wie er den Luchs aufspüren und fangen würde, und so baten wir ihn, uns mitzunehmen.

Es wäre übertrieben, zu sagen, daß er sich diesmal sehr gern einverstanden erklärte.

„Luchse sind außerordentlich vorsichtig und hellhörig“, sagte er. „Man darf nicht zu oft an die Lockspeise herangehen; denn wenn sie einen Menschen wittern, gehen sie um keinen Preis mehr heran. Na schön, gehen wir; nur nähern Sie sich nicht zu sehr der Lockspeise.“

Am nächsten Tag begaben wir uns mit Onkel Nikita zu dem gerissenen Reh in den Wald. Es lag an der alten Stelle, wiederum säuberlich mit Moos und Laub bedeckt; aber unser Führer erkannte dennoch an kaum bemerkbaren Spuren, daß der Luchs seine begrabene Beute besucht hatte.



Er grub vorsichtig zwei kleine Löcher in die Erde, stellte dort die Fangeisen auf und bewarf sie von oben mit Moos und Gras.

Wir beobachteten ihn bei der Arbeit, hielten uns jedoch etwas abseits, damit nicht überflüssige Spuren und menschlicher Geruch an der Lockspeise entstünden.

Wir waren sehr erstaunt, daß Onkel Nikita die beiden Fangeisen nicht direkt neben dem Haufen aufstellte, in dem das tote Reh lag, sondern zu beiden Seiten davon, in etwa zehn Schritt Entfernung. Außerdem legte er keinen Köder darauf.

„Einen Köder brauchen wir hier nicht“, antwortete er auf unsere Fragen. „Wenn das Tier zu seiner Beute geht, nimmt es keinerlei Köder an: Es geht herum, das ist alles. Man muß die Fangeisen am Zu- und Abgangswechsel des Platzes aufstellen, an dem das Aas liegt. Jedes Tier liebt es, auf seiner alten Fährte – oder seiner Spur – entlangzulaufen. Es versucht auf jeden Fall, dort entlangzugehen, wo es schon das erste Mal gegangen ist. Also stellt man die Fangeisen auf seine Fährte.“

„Kann das Tier denn nicht über das Fangeisen hinweglaufen?“

„Natürlich, das kommt auch vor. Aber wir haben keine andere Möglichkeit, sonst könnte es etwas wittern; denn wie man sich auch bemüht, die Fangeisen mit Wacholder abzureiben, ein Geruch bleibt immer zurück. Wenn das Tier diesen spürt, ist es aus. Dann fängt es sich um keinen Preis. Es geht darum herum oder läßt ganz von der Beute.“

Am nächsten Morgen gingen wir im ersten Tageslicht die Fangeisen besichtigen. Onkel Nikita nahm auf alle Fälle das Gewehr, einen großen Sack aus Zelttuch und eine Leine mit.

Wir errieten sofort, wofür der Sack bestimmt war, fragten aber nach Jägerart nicht.

Auf dem Weg zu dem versteckten Reh waren wir sehr aufgeregt.

Wir dachten natürlich alle an ein und dasselbe: Hatte er sich gefangen? Wir schwiegen jedoch und beschleunigten nur immer mehr unseren Schritt.

Schließlich gingen wir fast im Laufschrift.

Endlich waren wir am Rand des Sumpfes. Schon von weitem sahen wir den auseinandergewühlten Mooshaufen: Der Luchs war bei dem Aas gewesen, hatte es angerührt und nicht mehr verdeckt.

Wir liefen, so schnell uns die Füße trugen, zu dem toten Reh: Hatte er sich gefangen oder nicht?

„Gehen Sie nicht so dicht heran!“ schrie Onkel Nikita beim Laufen.

In einer Entfernung von etwa dreißig Schritt blieben wir stehen.

Onkel Nikita lief heran, beugte sich herunter, betrachtete etwas am Boden und warf endlich laut schimpfend den Sack ab.

Wir gingen näher. Auf der Erde lag das eingeschnappte Fangeisen. Allerdings war es nicht ganz eingeschnappt, seine Bügel waren leicht geöffnet, und aus ihnen ragte ein eingeklemmtes Astende hervor.

„Ach, so ein Pech!“ jammerte Onkel Nikita. „Ein Ast ist in die Falle geraten, so daß sie nicht vollkommen zuschlagen konnte. Da hat er die Pranke wieder befreien können. Aber er war doch darin, hat sich gefangen, hat sogar ein Stück Fell an dem Bügel gelassen!“

Neben dem Fangeisen lag ein abgenagter Rehlauf auf dem Boden.

„Und woher kommt das?“ fragten wir.

„Das bedeutet, daß er die Beute an verschiedene Stellen geschleppt hat, er wollte sie verstecken. Es hat ihm hier wohl nicht mehr behagt. Vielleicht hat er die Veränderungen wahrgenommen.“

Wir rieten, die Fangeisen wieder aufzustellen, falls der Luchs wiederkäme. Aber Onkel Nikita winkte nur entmutigt mit der Hand ab:

„Ach, was denken Sie denn! Jetzt wagt er sich nicht einmal in die Nähe dieses Platzes.“

Er setzte sich auf einen Baumstumpf und rauchte aus lauter Verdruß eine dicke selbstgedrehte Zigarette. Er saß schweigend, mit gesenktem Kopf und qualmte wirklich wie eine Lokomotive.

„Vielleicht könnte man mit dem Hund versuchen, ihn zu finden“, sagte er schließlich. „Weit dürfte der Luchs nicht entkommen sein. Seine Pranke hat es immerhin stark erwischt. Vielleicht liegt er jetzt irgendwo im Dickicht und beleckt sie. Warten Sie hier; ich laufe nach Hause und hole Tresorka. Er könnte an dem Schweiß gut die Spur aufnehmen. Versuchen wir es, vielleicht nimmt er sie wirklich auf.“

Onkel Nikita ging fort, und wir blieben und warteten. Nun hing alles davon ab, ob Tresorka den Luchs annahm.

Wir hatten Tresorka schon gesehen; es war ein junger ausgewachsener Eskimohund. Eichhörnchen und Auerhähne hatte er schon verbellt, war aber noch nie auf einen Luchs angesetzt worden. Würde er die Luchsspur aufnehmen oder nicht?

Wir saßen auf Baumstämpfen und warteten auf Onkel Nikita und Tresorka. Die Zeit verstrich erstaunlich langsam. Es schien, als wären schon fünf Stunden vergangen; in Wirklichkeit war es noch nicht eine Stunde. Wenn doch Onkel Nikita nur bald käme, bevor der Tau trocknete! Denn ein Hund wittert den Geruch der Tierspur besser auf feuchter Erde.

Während wir saßen, beobachteten wir bekümmert, wie sich der golden glühende Sonnenball über den Wald erhob. Nun war er schon ganz hinter den Baumwipfeln hervorgekommen. Seine Strahlen überfluteten die Erde wie ein feurig leuchtender Strom, und Gras und Sträucher funkelten wie Millionen winziger Flämmchen. Jedes Tautröpfchen erglänzte im Moos wie ein bläuliches Sternchen, und die Spinnweben zwischen den Sträuchern erstrahlten wie kostbare Diamantsterne. Der ganze Wald stand überschüttet mit Tautröpfchen, wie in Flammen, und war in das strahlende Licht der

Morgensonne getaucht. Ringsum war so viel Licht, daß es fast schmerzte hineinzusehen und man unwillkürlich mit den Augen blinzelte. Wie schön war es! Alle Bäume und Sträucher waren golden und in unendlich viele verschiedenfarbige, leuchtende Feuer getaucht. Es gibt nichts Schöneres als einen hellen, funkelnden Morgen!

Wir dachten allerdings im Augenblick überhaupt nicht an die Schönheiten der Natur, sondern wären sehr viel froher gewesen, wenn Wolken den ganzen Himmel verschleiert hätten. Dann hätte sich der Tau auf der Erde sehr viel länger frisch gehalten. Aber wie zum Trotz war nicht ein Wölkchen am Himmel zu sehen, und die Sonne begann noch recht sommerlich zu brennen.

Die Spinnennetze wurden bereits trocken und verloren den Glanz, und auf den offenen Lichtungen war auch kein Tau mehr zu sehen. Nein, mit dem Luchs wurde es heute nichts.

Wo blieb denn bloß Onkel Nikita? Hatte er Tresorka nicht gefunden? War der Hund vielleicht ins Dorf gelaufen?

Als wir gerade alle Hoffnung aufgegeben hatten, knisterte plötzlich hinter uns Reisig, und Onkel Nikita erschien mit dem Hund. Er war ganz naß, und der Schweiß lief ihm nur so herunter. Onkel Nikita ließ sich erschöpft auf die Erde nieder.

„Hin und zurück im Laufschrift“, sagte er, noch nach Atem ringend. Wir sahen jetzt erst auf die Uhr und waren überrascht: Wie war es möglich, daß er in dieser kurzen Zeit zum Waldhüterhäuschen und zurück gelaufen war!

„Führ uns nicht an, Tresorka, du bist unsere letzte Hoffnung!“ sagte Onkel Nikita und streichelte den Hund.

„Was glauben Sie, wird er die Spur aufnehmen oder nicht?“ fragten wir.

„Das weiß der Kuckuck! Er müßte sie aufnehmen; denn er ist

bösartig: jagt eine Katze auf den Baum und ist dann nicht mehr von dem Baum fortzubringen.“

Als Onkel Nikita sich ein wenig verschnauft hatte, stand er auf.
„Gehen wir!“

Er führte den Hund zu der Stelle, an der sich der Luchs aus dem Fangeisen befreit hatte.

„Hier, hier, hier, hier . . .“, sagte er, nahm dem Hund das Halsband ab und wies mit der Hand auf das heruntergedrückte Moos.

Als Tresorka von dem Halsband befreit war, schüttelte er sich, wedelte mit dem Schwanz und stieß seine Schnauze in das feuchte Moos. Er schnüffelte ein wenig, hob kurz den Kopf, schnupperte wieder und stürzte dann plötzlich mit bösartigem Winseln und Bellen, so schnell ihn die Beine trugen, auf der Spur entlang über den Sumpf geradenwegs in den Wald.

„Er hat die Spur aufgenommen!“ rief Onkel Nikita.

Wir eilten alle durch den Sumpf auf den Wald zu, aus dem das sich entfernende, böse Hundebellen erklang.

Wir liefen, so schnell wir konnten; denn der Sinn einer solchen Jagd besteht ja darin, dem Tier, das vor dem Hund flieht, den Weg abzuschneiden und es zu erlegen.

Ein Tier läuft im Wald nur sehr selten längere Strecken in gerader Richtung. Wenn es einen günstigen Ort, etwa ein Dickicht, erreicht hat, pflegt es im allgemeinen an diesem zu kreisen und zu versuchen, den Hund von seiner Spur abzuschütteln. Das Tier beginnt Haken zu schlagen, das heißt seine Spur immer mehr zu verwirren. Der Hund aber jagt laut bellend auf der Spur hinter ihm her. Hierbei muß man nun versuchen, an das Tier zu kommen.

Onkel Nikita horchte auf das Hundegebell. Er hatte es darauf abgesehen, dem Luchs den Weg so abzuschneiden, daß er direkt auf ihn zuspringen mußte.

Tresorka jagte den Luchs durch einen dichten jungen Tannenwald.



Er lief in nicht sehr großen Kreisen, aber es ergab sich trotzdem keine Möglichkeit, sich ihm zu nähern. Der Wald war so dicht, daß man auch unmittelbar vor sich nichts sehen konnte.

Der Luchs war wahrscheinlich schon oft in nicht mehr als zehn Schritt Entfernung an uns vorbeigelaufen, ohne daß wir ihn in dem Dickicht bemerkt hätten. Wir errieten es erst dann, wenn der Hund etwas später mit wütendem Bellen an derselben Stelle vorüberlief.

Tresorka hielt die Spur des Tieres nicht schlechter als ein alter erfahrener Eskimohund. Er hing, wie man so sagt, an seinem Schwanz und ließ ihm keine Möglichkeit, weit vorauszulaufen oder seine Spur zu verwischen.



Nach dem Hundegebell zu urteilen, wurden die Kreise immer kleiner, der Luchs wurde sichtlich müde, stürzte bald nach der einen, bald nach der anderen Seite und versuchte dem Hund zu entkommen.

Plötzlich schien es uns, als ob Tresorka nur noch an ein und derselben Stelle bellte. Wir lauschten. Tatsächlich: Weder näherte sich das Bellen, noch entfernte es sich. Wir stürzten quer durch das Dickicht der Stimme des Hundes nach. Noch einen Augenblick, und wir liefen auf eine winzig kleine Lichtung hinaus.

Tresorka jagte mit wütendem Bellen über die Lichtung und um den Stamm einer hohen alten Kiefer herum. Er sah an dem Baum hinauf, winselte, sprang sogar in die Höhe und versuchte sich auf die Hinterpfoten zu stellen.

Wir blickten an der Kiefer empor. Etwa zehn Meter über dem Erdboden, ausgestreckt auf einem dicken Ast und grell vom Sonnenlicht beschienen, lag eine riesige Wildkatze – der Luchs. Er hielt den Kopf leicht nach unten geneigt und beobachtete den Hund scharf. Uns beachtete er überhaupt nicht.

Onkel Nikita riß das Gewehr hoch und zielte. Ein Schuß ertönte, und das große Tier fiel, Äste mit sich reißend, schwer zur Erde nieder. Tresorka warf sich grimmig darauf und bearbeitete es wütend.

„Laß ab, laß ab!“ schrie Onkel Nikita, lief zu dem Luchs und jagte den Hund fort.

Er packte den Luchs am Genick und hob ihn mühsam an.

„Oho, ist der schwer! und alt! . . . Nun, Tresorka, du hast Glück gehabt, daß ich ihn auf der Stelle erlegt habe, sonst hätte er dich sofort mit den Krallen erledigt. Das nächste Mal gehst du mit deiner Nase lieber nicht so dicht an ein waidwundes Tier heran.“

Er band sich das erlegte Raubwild auf den Rücken, und wir kehrten zu dem Waldhüterhäuschen zurück.



Haselhühner

An Waldhühnern kommen im Belowesher Urwald Auerhühner, Birkhühner und besonders häufig Haselhühner vor. Es konnte einem begegnen, daß man im Sommer durch den Wald ging, und plötzlich flog dicht vor einem ein Haselhuhn mit Geschurre aus dem Gras auf, um sofort in die dichten Zweige einer alten Tanne zu schlüpfen.

Das Haselhuhn ist kein kleiner Vogel, nicht kleiner als eine Taube; dennoch ist es sehr schwer, es zwischen den Zweigen zu bemerken. Seiner Färbung nach paßt sich das Haselhuhn erstaunlich gut der Farbe alter moosbewachsener Bäume an. Diese Tatsache ermöglicht es ihm auch, sich zwischen Zweigen zu verbergen.

Es gibt sich nicht einmal besondere Mühe, sich zu verstecken, läßt sich weder auf einen Ast fallen, noch zieht es sich in die dichten Baumkronen zurück. Nichts von alledem. Es bleibt einfach unbeweglich auf einem Zweig sitzen, und man bemerkt es nicht.

Wie oft geschieht es, daß man dicht an den Baum herangeht, in dessen Zweige das Haselhuhn geschlüpft ist. Man sucht und sucht; aber es ist nirgends zu sehen. Klopft man aber an den Baum, so fliegt es heraus.

Ogleich sich das Haselhuhn in den Bäumen versteckt, kann man es doch nicht als einen eigentlichen Baumvogel bezeichnen, denn es verbringt den größten Teil seiner Zeit auf der Erde.

Das Haselhuhn läuft durch den Wald und pickt Preisel- und Heidelbeeren oder Würmer auf. Oder es läuft auf eine sonnige Anhöhe und badet wie eine Henne im Staub.

Auch sein Nest baut es an der Erde. Es sucht sich unter irgendeinem Baum oder Strauch eine bequeme runde, kleine Aushöhlung, richtet sie ein wenig her und legt dort acht bis zehn Eier. Es brütet seine Kücken aus und geht ihnen wie eine Glucke sorgsam voran. Wir gingen eines Tages durch einen spärlichen Wald, als plötzlich direkt vor unseren Füßen ein Haselhuhn aufflog. Wir fragten uns, ob es hier vielleicht sein Nest hätte, und begannen danach zu suchen, schoben das Gras auseinander und fanden ein winziges Vögelchen. Es hatte sich im Gras versteckt und saß nun dort. Wir suchten weiter und fanden ein Stückchen entfernt ein zweites, ein drittes, ein ganzes Volk. Alle waren wie Kücken mit allerdings dunklerem Flaum bedeckt.

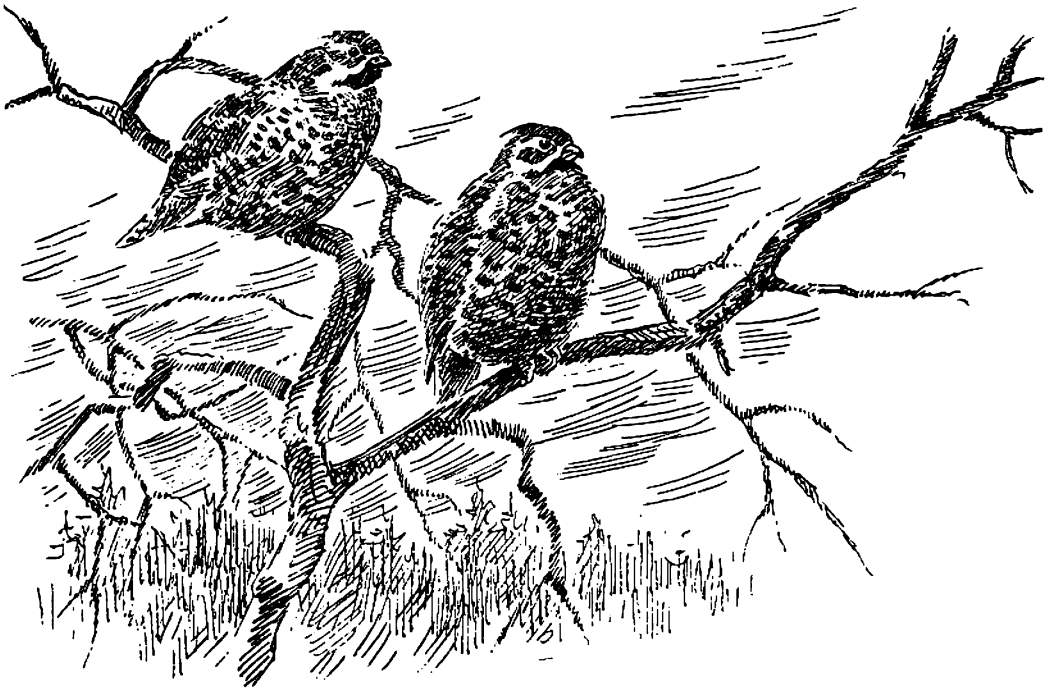
Diesem Volk begegneten wir im Laufe des Sommers noch sehr häufig. Es hielt sich immer an derselben Stelle auf.

Gegen Ende des Sommers waren die jungen Haselhühner schon recht groß geworden. Mitunter scheuchten wir sie von der Lichtung auf, so daß sie nach allen Seiten auseinanderflogen. Dann setzten sie sich auf verschiedene Bäume und begannen sich wieder zusammenzurufen. Sie piffen mit feinen Stimmchen und riefen einander herbei.

Wir beobachteten dieses Volk den ganzen Sommer über. Als jedoch der Herbst einsetzte und das Schreien der Hirsche begann, vergaßen wir die Haselhühner. Wir erinnerten uns ihrer erst wieder, als die Brunftzeit der Hirsche ganz vorbei war.

Es war schon tiefer Herbst.

Das Laub war längst von den Bäumen gefallen, und der Urwald sah düster und unfreundlich aus. Es regnete fast täglich. Tiefe Wolken zogen über den Kronen der jahrhundertealten Bäume dahin und



blieben mit ihren grauen, zerfransten Rändern fast darin hängen. Kraniche und Störche waren schon längst nach dem Süden geflogen. Nirgends war mehr das fröhliche Zwitschern der Schwalben zu hören.

Im Wald war es leer, trostlos und still.

Wenn aber der Wind kräftig zu wehen begann, dann belebte sich der Urwald wieder. Die Bäume bogen sich und knarrten, und in ihren Wipfeln ertönte das unheilschwere Pfeifen und Krachen brechender Äste. Manchmal wurde von weither ein kurzes, dumpfes Grollen herangetragen, das wie fernes Donnerrollen klang. Dann hatte ein jahrhundertealter Baumriese dem Ansturm des Windes nicht mehr standgehalten und war gestürzt.

Später flaute der Wind wieder ab, die Bäume hörten auf zu knarren und sich zu biegen, und der Urwald erstarrte von neuem.

Wie schön war es, wenn inmitten der Unwetter plötzlich ein klarer,

sonniger Tag erstrahlte! Die letzten gelben Blätter leuchteten dann wie goldene Ohrringe an den kahlen Ästen!

In dem kahlgewordenen Wald war es hell und weit. Es roch wunderbar appetitlich nach herbstlicher Frische, wie nach frisch zubereitem Kwaß.

An einem solchen heiteren Tag ergriffen wir unsere Fotoapparate und gingen mit Onkel Nikita in den Wald. Wir wollten gern Haselhühner fotografieren. In dieser Zeit verständigen sie sich von den Bäumen aus, und Onkel Nikita sagte, man könne sie leicht sehr nah heranlocken, wenn man den Haselhuhnpfiff nachahme.

Wir kamen bald an die Stelle, an der wir unsere Haselhühner zum letztenmal gesehen hatten. Ringsherum standen dichte alte Fichten, Espen, Birken, und dann folgte ein kleines junges Gehölz. In diesem Waldstück stieß man häufig auf kleine Lichtungen, die mit Preisel- und Heidelbeeren bewachsen waren. Mitunter fanden wir sogar noch einzelne besonders wohlschmeckende Beeren.

Hier floß ein kleiner Bach durch den Wald, der an seinen Ufern mit Lorbeerweide bewachsen war. Wir rechneten damit, hier die Haselhühner zu treffen.

Als wir vom Weg ab nur wenige Schritte in den Wald gegangen waren, hörten wir tatsächlich schon nicht weit von uns das charakteristische, kräftige „Frrrrrrr . . .“ Ein Haselhuhn flog auf.

Wir vermieden es möglichst, auf die am Boden liegenden trockenen Äste zu treten, und gingen leise noch etwa hundert Meter weiter. Dann setzten wir uns zwischen Wacholdersträuchern an den Rand einer kleinen Lichtung, tarnten uns so gut wie möglich und machten unsere Fotoapparate bereit, während Onkel Nikita eine Lockflöte aus der Tasche zog. Diese Lockflöte war eine selbstverfertigte Pfeife aus einem dünnen Hasenknochen. Das eine Ende des Knochens war mit Wachs zugeklebt, in das er ein kleines Loch gestochen hatte.

Onkel Nikita nahm die kleine Pfeife in den Mund. Ein feines melodisches Pfeifen erklang, das dem Pfeifen der Haselhühner zum Verwechseln ähnlich war. Onkel Nikita pfiff zweimal, dann hörte er wieder auf und horchte angespannt, ob nicht irgendwo abseits ein Haselhuhn darauf antwortete. Aber ringsum blieb alles still.

Onkel Nikita wartete etwa zwei Minuten und pfiff dann von neuem, und nun vernahmen wir plötzlich tief aus dem Wald ein gleiches, leises Antwortpfeifen.

„Es hat geantwortet!“ flüsterte uns Onkel Nikita zu und pfiff noch einmal.

Diesmal antwortete das Haselhuhn nicht mehr, sondern wir hörten ein geräuschvolles Aufplattern, und dann war alles still.

„Geben Sie scharf Obacht“, sagte Onkel Nikita leise und begann wieder zu locken.

Wir hörten, daß das Haselhuhn, nun schon ganz nah, von Baum zu Baum weiterflog. Dann pfiff es noch einmal, als wollte es den unsichtbaren Kameraden fragen: „Wo bist du? Warum fliegst du mir nicht entgegen?“ – „Ich bin hier, flieg du zu mir“, antwortete ihm Onkel Nikita in der Haselhuhn „sprache“.

Wir vermuteten, daß das Haselhuhn nun auf die Lichtung herausfliegen, sich auf eine der kleinen Kiefern setzen und nach dem anderen, das es rief und sich selbst nicht zeigte, Ausschau halten würde. Aber das Haselhuhn erschien nicht.

Plötzlich verdrehte Onkel Nikita seltsam seine Augen. Er sah bald uns an, bald sah er seitlich nach unten, als wollte er uns mit den Augen etwas zeigen. Wir drehten uns vorsichtig nach der angedeuteten Richtung. Und was sahen wir dort?

Zwei Schritte von uns entfernt stand ein graues Waldhähnchen auf einem breiten alten Baumstumpf.

Es hielt den Hals vorgestreckt und beobachtete uns neugierig. Wir saßen wie versteinert. Was sollten wir tun? Es in dieser Stellung auf-



zunehmen, unmittelbar vor uns, wäre einfach großartig gewesen. Obendrein blickte die Sonne, wie bestellt, durch die Wolken und beleuchtete Lichtung und Wald scharf. Der Waldhahn setzte sich auf dem Baumstumpf in Positur, als täte er es, um uns eine Freude zu machen. Jedes seiner kleinen Federchen war zu sehen.

Wir versuchten nicht zu atmen, und hoben die Fotoapparate. Aber in diesem Augenblick flog das Haselhuhn geräuschvoll auf und verschwand in den Zweigen der nächsten Fichte.

„Fort ist es! Wie schade!“ Wir waren ganz aufgeregt. „Wie ist es nur hierhergekommen, so ganz nah? Wir haben es gar nicht heranfliegen hören.“

„Es ist auch gar nicht geflogen“, antwortete Onkel Nikita. „Das heißt, es ist von der Seite her auf dem Boden herbeigelaufen. Als

ich mich umsah, saß es schon dort. Ich zeigte es Ihnen mit den Augen, aber Sie sahen es nicht. Na, das schadet nichts, wir locken es noch einmal herbei. Wir müssen nur an eine andere Stelle gehen und warten, bis es sich ein wenig beruhigt hat.“

Wir gingen zur nächsten Lichtung, verbargen uns wieder in den Sträuchern, warteten etwa fünf Minuten und begannen dann von neuem zu locken.

Diesmal antworteten gleich zwei Haselhühner auf die Lockflöte. Sie piffen nicht weit von uns im Wald, saßen offenbar in den Fichten, dachten aber nicht daran, zu uns zu kommen.

So tönte das Pfeifen ziemlich lange hin und her.

„Keine Angst, sie kommen auf jeden Fall hierher!“ flüsterte uns Onkel Nikita zu und fuhr fort zu locken.

In der Angst, das Haselhuhn zu verschlafen, falls es wieder über die Erde herangelaufen käme, sahen wir aufmerksam in das Waldesdickicht.

Plötzlich huschte etwas großes Gelbes auf der anderen Seite der Lichtung durch die dichten Sträucher.

Da tauchte es wieder auf. Wir spähten scharf in das Dickicht und erstarrten:

Durch die Sträucher schlich sich längs der Lichtung in unserer Richtung ein Fuchs, blieb stehen und lauschte.



Onkel Nikita blies die Lockflöte. In geschmeidigem, unhörbarem Galopp schoß der Fuchs über die Lichtung auf unsere Sträucher zu. Als er bis auf etwa zehn Schritte herangekommen war, blieb er wieder stehen, spitzte die Ohren und lauschte intensiv. Er sah schön aus, als er, grell rostrot, vor dem grauen Hintergrund des welkenden Grases stand! Er stand, mit leicht zur Seite geneigtem buschig-mächtigem Schwanz, sichernd und zum Sprung bereit.

Wir wagten nicht, uns zu rühren, fürchteten sogar zu atmen, um das Tier nicht zu erschrecken.

Onkel Nikita piepte kaum hörbar, und nun stürzte sich der Fuchs wie eine Katze direkt auf unser Gebüsch.

Wir vermochten gar nicht recht mit Bewußtsein zu erfassen, was eigentlich geschah.

Aus etwa zwei Schritt Entfernung bemerkte uns der Fuchs plötzlich, sprang hoch, drehte sich in der Luft herum und jagte mit angelegten Ohren in Windeseile über die Lichtung in den Wald.

„Dir brenne ich noch eins auf, alter Räuber!“ schrie ihm Onkel Nikita hinterher.

Der Fuchs verschwand in den Sträuchern. Jetzt erst erinnerten wir uns an unsere Fotoapparate.

Was wären das für Aufnahmen geworden!

So kehrten wir nach Hause zurück, ohne auch nur eine Aufnahme gemacht zu haben.

Vierbeinige Gäste

Eines Tages verhängten schwere graue Wolken vom frühen Morgen an den Himmel. In den kahlen Baumwipfeln pfiß der Wind, und ein kalter Herbstregen begann herunterzutropfeln. Dieser Regen fiel den ganzen Tag und wurde gegen Abend von feuchtem Pappschnee abgelöst.

Wir saßen im Eßzimmer und unterhielten uns. Im Samowar auf dem Tisch brodelte schon längst das Wasser, aber niemand hatte Lust, Tee zu trinken. Nikolai Sergejewitsch war schon morgens geschäftlich in die Stadt gefahren, und wir erwarteten seine Rückkehr jede Minute. Ljubow unterbrach fortwährend ihre Strickarbeit und horchte hinaus auf das Heulen des Windes und das Trommeln des kalten Schneeregens an die dunklen Fensterscheiben.

Plötzlich hörten wir inmitten des tobenden Unwetters ein Geräusch, als käme jemand die Treppe herauf. Kam Nikolai Sergejewitsch zurück oder schien es uns nur so? Nein, nun war schon ganz deutlich zu hören, daß jemand über die Treppe stapfte. Ljubow stand auf und öffnete die Tür.

Im gleichen Augenblick drängten, zusammen mit einem Windstoß, der das Licht beinahe ausblies, Mischka und Milka ungestüm in das Zimmer. Naß und schmutzig, zitterten sie entweder vor Kälte oder vor Furcht, und das Wasser floß ihnen in Strömen von den silbrigen Rücken auf den Fußboden. Die Rehe schüttelten sich, sahen sich um und begaben sich laut trappelnd geradenwegs an den Tisch.

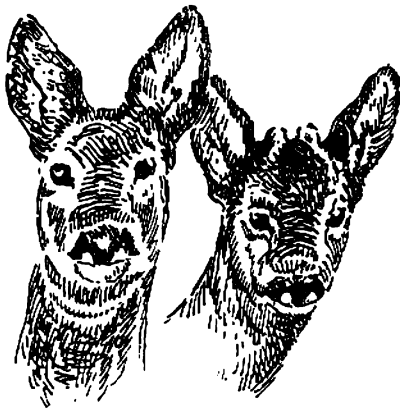
Und Ljubow bewirtete ihre Gäste! Sie wußte noch recht gut, daß sie Gebäck und Zucker sehr liebten. Als Milka und Mischka satt

waren, breitete sie eine alte Decke auf den Diwan, und die beiden Rehe legten sich sofort zum Ausruhen darauf.

„Nun, jetzt ist es wohl nicht mehr so angenehm im Wald? Ihr werdet schon sehen, was es heißt, einfach von Hause fortzulaufen!“

Die Rehe verbrachten diese Nacht im Zimmer. Morgens aber, als wir kaum alle aufgestanden waren, trappelten sie schon unruhig an der Eingangstür herum und bettelten, daß man sie hinausließe.

Ljubow öffnete die Tür, und Milka und Mischka gingen hinaus. Einige Zeit standen sie unschlüssig an der Treppe, dann entfernten sie sich in der Richtung des Waldes. Sie wechselten über das Feld, waren schon an seinem äußersten Rand und verschwanden schließlich im Wald.



Im Schnee

Bei dem ersten festen Dauerschnee wird im gesamten Naturschutzgebiet eine Generalzählung des Tierbestandes vorgenommen. Die Tierzählung auf Grund von Fährten wird zwei- bis dreimal im Winter durchgeführt. Alle Waldhüter, berittenen Forstwächter, Jäger und Forstarbeiter nehmen an ihr teil. Diese Zählungen erfordern große Vorbereitungen. Nikolai Sergejewitsch stellt schon lange vor Beginn der Schneefälle für jeden Teilnehmer einen Plan auf mit dem Begehungsbereich, für den er zuständig ist. In diesem Plan ist genau festgelegt, welche Jagen und welche Schneisen der Zählende zu begehen hat.

Das Schwierigste ist jedoch, den Tag der Zählung zu bestimmen. Es muß im gesamten Urwaldgebiet genügend Schnee gefallen sein und dieser mindestens zehn bis fünfzehn Zentimeter hoch liegen, damit es keine unverschneiten Stellen mehr im Wald gibt.

Der erste Dauerschnee war gefallen. Die Kuriere eilten, um in jeden Winkel des Naturschutzgebietes die Anordnung zu tragen, daß sich jeder Teilnehmer von einem bestimmten Tag an beim ersten günstigen Spurschnee zur Tierzählung bereitzuhalten habe.

Man brauchte den Mitarbeitern des Naturschutzgebietes nicht erst zu erklären, was günstiger Spurschnee ist. Es bedeutete, daß seit dem Abend Schnee liegen mußte, so daß die Tiere während ihrer nächtlichen Streifzüge Spuren und Fährten hinterlassen. Am nächsten Morgen eilen dann alle mit der Zählung betrauten Angestellten des Naturschutzgebietes in den Wald.

Jeder begeht sorgfältig auf den Schneisen die ihm angewiesenen

Jagen und verzeichnet mit Bleistift auf dem Plan, wieviel Fährten und Spuren er begegnet ist und in welcher Richtung sie verlaufen. Die gesamte Zählung wird an einem Tag durchgeführt und endet erst, wenn es im Wald schon dunkel wird.

Später berechnen die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Naturschutzgebietes an Hand der zusammengelegten Pläne, wie groß die Anzahl der während der Zählung beobachteten Tiere ist und wohin die einzelnen Tiere übergewechselt sind.

Allerdings ist es nicht leicht, im Urwald den Schnee abzuwarten. Es geschieht oft, daß der halbe Winter schon vergangen ist und es noch immer nicht geschneit hat.

So war es auch in dem Jahr, in dem wir den Belowesher Urwald aufsuchten. Nach dem Kalender war Winteranfang längst vorbei, dennoch gab es keinen Schnee; man hörte an den Abenden nur das trostlose Rauschen des kalten Windes hinter den dunklen Fenster-scheiben.

Der Wind riß im Wald die letzten Blätter von den Bäumen, so daß sie nun schwarz und kahl standen. Es hatte den Anschein, als würde

in diesem Winter überhaupt kein Schnee fallen. Die Mitarbeiter des Naturschutzgebietes ließen verzagt die Köpfe hängen und gaben das Warten auf.

Da sahen wir eines Morgens, als wir aus dem Fenster blickten, daß die ganze Erde, die Häuserdächer, die Zäune und die Äste an den Bäumen mit frisch gefallenem Schnee bedeckt waren. Es begann erst



zu tagen. Der Himmel war bleigrau, und die letzten großen und wolligen Schneeflocken fielen langsam wie weiße Nachtfalter hernieder.

Wir öffneten die Luftklappe im Fenster, und ein scharfer, frischer Luftzug drang ins Zimmer. Es war ungewöhnlich still, nur aus dem Dorf tönten hin und wieder einzelne Stimmen herüber.

Das Dorf erwachte. Der Morgen begann, der erste Wintermorgen in diesem Jahr.

Wir eilten zu Nikolai Sergejewitsch, um ihm die frohe Nachricht von dem gefallenem Schnee zu bringen. Aber in Nikolai Sergejewitschs Arbeitszimmer wurden schon eilig Vorbereitungen getroffen. Der gefallene Schnee war selten günstig. Er hatte sofort die ganze Erde bedeckt, und man mußte ohne Zeitverlust alle Reviere des Urwalds benachrichtigen, daß bei dem nächsten Spurschnee unverzüglich mit der Tierzählung zu beginnen sei.

„Kann man tatsächlich alle Tiere des Naturschutzgebietes auf Grund der Spuren und Fährten berechnen?“ fragten wir Nikolai Sergejewitsch.

„Annähernd ja“, antwortete er, „denn es gibt nur wenige Tiere, die nachts nicht umherstreifen und von einem Jagen in das andere hinüberwechseln. Und die Zählung wird ja gerade an den Schneisen durchgeführt. Das bedeutet, daß alle diese Tiere mitgezählt werden. Es ist natürlich nicht einfach. Manche Tiere verwirren ihre Spuren so sehr, daß man nicht sofort herausfindet, ob hier nur eines allein umhergestreift ist oder ob es mehrere waren. Sie fahren am besten zu Onkel Nikita und sehen sich selbst an, wie alles vor sich geht“, fügte er hinzu. „Hoffentlich gelingt es, die Förstereien bis zum zweiten Spurschnee alle zu benachrichtigen. Sie sehen ja selbst, wie es bei uns ist: Wir warten den halben Winter auf Schnee, aber es fällt keiner. In anderen Jahren fällt er manchmal Schlag auf Schlag, und danach müssen wir wieder einen ganzen Monat warten.“

Diesmal fügte sich jedoch alles so gut, daß man es nicht besser hätte erwarten können. Die Eilboten hatten die Schreiben gerade ausgetragen und waren zurückgekehrt, als erneut dichter, gleichmäßiger Schnee fiel. Es schneite den ganzen Tag und hörte erst gegen Abend auf, als überall eine gleichmäßig dicke Schicht Schnee lag.

Frühmorgens, nachdem wir eilig unseren Tee getrunken hatten, zogen wir uns recht warm an und machten uns auf den Weg. Wir fuhren mit einem Pferdewagen zu Onkel Nikitas Waldhüterhäuschen.

Das also war der Belowesher Urwald im Winter! Nun hatte er wieder ein völlig anderes Aussehen als im Sommer und im Herbst.

In der letzten Zeit hatte er dunkel, ja düster und gelichtet ausgesehen; nun aber hatte er in einer einzigen Nacht zwar keinen grünen, wohl aber einen weißen flaumigen Schmuck angelegt. Als wir fast an dem Waldhüterhäuschen angekommen waren, sah plötzlich die Sonne hervor, und der ganze Wald war mit einemmal nicht mehr weiß, sondern zartrosa.

„Sehen Sie nur, wie sich unser Urwald geschmückt hat!“ Der Kutscher drehte sich gutgelaunt zu uns um und wies mit dem Peitschenstiel auf die rosa gefärbten Baumwipfel.

„Ja, es ist wirklich schön!“ stimmten wir zu.

Hinter den mit Schnee überschütteten Bäumen tauchte Onkel Nikitas Häuschen auf.

Er erwartete uns schon fertig angezogen, bereit, sich sofort auf den Weg zu machen.

„Ich habe mich schon vor Tagesanbruch bereitgehalten“, sagte er und lächelte vergnügt. „Nikolai Sergejewitsch hat mich schon lange beauftragt, Sie bei Beginn der Zählung unbedingt zu erwarten. So habe ich also gewartet. Ich hielt Ausschau; aber Sie kamen und kamen nicht. Ich dachte schon, Sie wären aufgehalten worden.“

Wir begaben uns sofort mit Onkel Nikita in den Wald und streiften dort bis zum Eintritt der Nacht umher.

Schließlich hatten wir genug Spuren, Fährten und Geläufe aller Art gesehen! Nun verstanden wir erst richtig, weshalb man den Spurschnee oft das weiße Buch der Natur nennt. Alle Lebewesen, die den Wald bewohnen, hinterließen Abdrücke ihrer Pfoten, Flügel oder des Schwanzes in dem frisch gefallenem Schnee.

Die Spuren eines Tieres geben wie ein Tagebuch Aufschluß über seine Tätigkeit. Man muß sich nur darin auskennen, dann kann man wie in einem Buch alles das verzeichnet finden, was die vierbeinigen und gefiederten Bewohner des Waldes in Abwesenheit der Menschen dort getan haben.

Die Spuren begannen gleich hinter dem Waldhüterhäuschen.

Auf Schritt und Tritt durchkreuzten unseren Weg von Strauch zu Strauch führende winzige, fadendünne Spuren, die wie gesteppt aussahen. Hier waren nachts überall Waldmäuse umhergelaufen. Dann kam eine etwas größere Spur: Vorne lagen nebeneinander zwei etwas größere Abdrücke und kurz dahinter, zwischen den vorderen, zwei kleinere. Die Spuren waren weit voneinander entfernt, man





konnte sofort erkennen, daß das Tier nicht im Trab gelaufen war, sondern sich in großen Sprüngen vorwärts bewegt hatte. An einem Baum verschwand die Spur. „Sieh mal einer an, da ist ein Eichhörn-

chen gesprungen!“ Onkel Nikita deutete auf die Spur. Er sah hinauf in eine alte dichtverzweigte Fichte. „Dort sitzt es bestimmt. Es hat sich so gut in den Zweigen versteckt, daß man es wirklich nicht sehen kann.“

Onkel Nikita klopfte mit einem Stock an den Baum. Im gleichen Augenblick huschte etwas Graues durch die Zweige, Schnee rieselte zur Erde, und das Eichhörnchen machte einen großen Sprung, als flöge es auf die Nachbarfichte hinüber.

„Aha, da hat es sich sofort verraten!“ Onkel Nikita lächelte. Das Eichhörnchen verschwand erneut in dem dichten Grün der Fichten, und wir setzten unseren Weg längs der Schneise fort.

Eichhörnchen- und Hasenspuren begegneten wir immer wieder. Oder es verlief eine Vogelspur, ein Geläuf, zwischen den Bäumen wie eine gleichmäßige Kette, als ob Hühner durch den Wald gelaufen wären. Dieses Geläuf zeigte, daß hier Haselhühner in der Dämmerung unterwegs waren.

Onkel Nikita schritt weiter, ohne von diesen Kleinigkeiten Notiz zu nehmen. Ihn interessierten andere Urwaldbewohner.

Da, endlich zeigten sich lauter frische Fährten auf der Schneise, der Schnee war sogar aufgewühlt und stark zertreten.

„Hier sind Sauen vorbeigekommen“, sagte unser Führer und beugte

sich über die Fährten, um zu zählen, wieviel Tiere vorbeigezogen waren.

Uns schien das einfach unsinnig; denn die Sauen waren offenbar im Rudel entlanggezogen und hatten alle Spuren verwirrt. Wie konnte man sie denn so einfach zählen! Aber Onkel Nikita zählte trotzdem nach irgendwelchen, nur ihm allein sichtbaren Anzeichen.

„Eine Bache mit ihren vier Frischlingen“, sagte er und vermerkte es in seinem Plan.

„Wie haben Sie denn das zusammengezählt?“ fragten wir ihn mißtrauisch. „Es ist doch ganz ausgeschlossen, aus diesem Gewirr irgend etwas zu ersehen.“

„Sie können das nicht erkennen, aber ich unterscheide jede Fährte, so sehr sie das Tier auch verwirrt“, sagte Onkel Nikita. Wir stimmten schweigend zu, um ihn nicht zu kränken; aber im Innern zweifelten wir stark an der Zuverlässigkeit seiner Aufzeichnungen.

Onkel Nikita sah uns an und erriet sofort, daß wir ihm nicht glaubten. Er lächelte etwas ironisch und sagte: „Na, kommen Sie, wir werden nachprüfen, ob ich mich geirrt habe.“

„Wie sollen wir denn das nachprüfen?“

„Sehr einfach! Wir gehen der Fährte bis zu der Stelle nach, an der die Tiere angefangen haben zu fressen. Dort, wo sie auseinandergehen, ist es nicht mehr schwer, sie an den Fährten abzuzählen.“

„Na gut, gehen wir nachsehen“, stimmten wir ihm bei. Wir bogen von der Schneise ab und folgten den Fährten in das Innere des Jagens.

„Gleich beginnt ein Eichenwald“, sagte Onkel Nikita. „Dort gehen sie ganz bestimmt auseinander.“

Nach etwa hundertfünfzig Metern kamen wir auf eine Anhöhe, die mit Eichen bestanden war. Hier waren die Sauen tatsächlich auseinandergegangen und hatten begonnen, den Schnee aufzuwühlen.

Ihre frischen, dunklen Wühlstellen waren in dem sauberen weißen Schnee weithin sichtbar.

„So, nun werden wir gemeinsam zählen“, sagte Onkel Nikita. Aber nicht einmal hier, nachdem sich das Rudel aufgelöst hatte, war es einfach, ihre Fährten zu zählen. Sie liefen beständig zusammen, verwirrten sich und überschnitten einander.

„Sie müssen aber nicht ein und dieselbe Fährte zweimal zählen.“ Onkel Nikita lachte. „Hier ist doch ein Frischling zu dem Muttertier gegangen, und hier ist er wieder von ihm fortgelaufen.“

Endlich, nachdem wir uns lange in den Fährten geirrt und versucht hatten, uns in ihnen zurechtzufinden, kamen wir auf eine kleine Lichtung. Und diese hatten die Sauen jede für sich mit einer eigenen Fährte überschritten, als wollten sie uns für unser Mißtrauen an dem alten Waldhüter bestrafen.

Jetzt konnten auch wir uns überzeugen, daß es tatsächlich fünf Fährten, eine große und vier kleinere, waren.

„Glauben Sie es nun?“ Onkel Nikita lächelte. „Sonst hätten Sie bestimmt gedacht: Der redet, was ihm gerade in den Kopf kommt.“ Wir waren ein wenig beschämt und gaben zu, daß wir seinen Aufzeichnungen wirklich nicht recht getraut hatten.

„Das habe ich sofort erraten“, antwortete Onkel Nikita gutmütig. „Deshalb habe ich Sie hierhergeführt; denn mich selbst brauche ich nicht zu überprüfen; ich weiß, daß ich mich nicht irre.“

Wir kamen wieder auf die Schneise und gingen auf ihr weiter. Bald fanden wir Rehfährten, die denen von Schafen sehr ähnlich sind. Und dann kreuzte die gleiche Fährte die Schneise, nur sehr viel größer.

„Das war ein Hirsch“, sagte Onkel Nikita. „Ein männliches Tier. Das Rottier hat eine kleinere, schärfer gezeichnete Fährte.“

„Und was sind das für Spuren?“ Wir wiesen auf kleinere Spuren, die aussahen, als wäre eine Katze über den Schnee gesprungen.

„Da ist ein Marder umhergestreift“, antwortete Onkel Nikita. „Kommen Sie, wir spüren ihm ein wenig nach. Vielleicht hält er sich gar nicht weit von uns versteckt.“

Wir folgten der Marderspür, die aber bald an einem Baum abriß. „Ob er vielleicht hier sitzt?“ fragten wir.

„Nein, er ist dort auf jene Tanne hinübergesprungen.“ Onkel Nikita zeigte auf den Baum.

„Sehen Sie, dort hat er den ganzen Schnee vom Ast heruntergeschüttelt!“

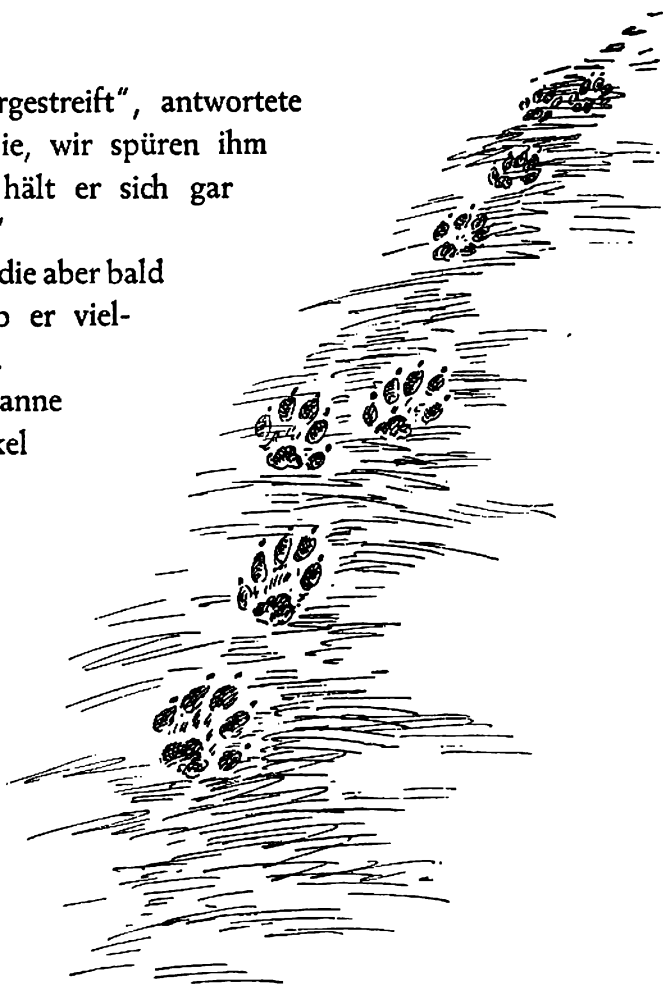
Tatsächlich waren alle Äste der Tanne mit Schnee bedeckt; nur dieser eine nicht; er war dunkelgrün. Unter ihm lag der heruntergeschüttelte Schnee.

„Er ist oben weitergelaufen“, sagte Onkel Nikita.

„Du entkommst uns doch nicht! Ob du über die Erde oder über die Bäume läufst, deine Spur finden wir überall.“

Wir gingen von Baum zu Baum und waren überrascht, wie Onkel Nikita den Weg des Marders bald nach dem vom Ast geschüttelten Schnee, bald nach einem abgebrochenen, trockenen, kleinen Ast erriet.

„Aber dort ist auch Schnee von einem Ast heruntergeweht.“ Wir zeigten auf mehrere andere Bäume an den Seiten. „Vielleicht ist er dorthin gelaufen?“



Onkel Nikita schüttelte verneinend den Kopf: „Nein, dort hat der Wind den Schnee abgeschüttelt.“

„Woher wissen Sie denn, daß es der Wind und nicht der Marder war?“

„Das ist etwas ganz anderes. Der Wind fegt den Schnee sacht herunter, während der Marder, wenn er springt, gleich alles mit einemmal, die Nadeln eingeschlossen, herunterwirft. Sehen Sie doch selbst! So sieht es aus, wo er vorübergelaufen ist.“

Wir verglichen den heruntergefallenen Schnee hier und dort und entdeckten, ehrlich gesagt, keinerlei Unterschied.

„Aber sehen Sie das denn nicht?“ fragte Onkel Nikita erstaunt.

„Hier ist der Schnee leicht heruntergefallen, es ist zu sehen, daß der Zweig nur leicht im Wind geschaukelt oder daß sich ein kleiner Vogel darauf niedergelassen hat. Aber hier hat der Marder, als er auf den Ast gesprungen ist, den Schnee zusammen mit den Nadeln heruntergeschlagen.“

Als wir genau hinsahen, bemerkten wir, daß mit dem Schnee, der von den Zweigen gefallen war, tatsächlich einige trockene Nadeln heruntergeworfen waren. Aber das war alles so geringfügig! Wir glaubten noch immer nicht recht, daß man an Hand einiger heruntergefallener trockener Nadeln den Weg eines Tieres verfolgen konnte. Wir gingen ziemlich lange und hatten schon jedes Interesse an Onkel Nikitas Nachforschungen verloren, während er bald einen Baum, bald den von den Ästen geschüttelten Schnee betrachtete.

„Da ist er!“ flüsterte Onkel Nikita unerwartet. Wir blieben augenblicklich stehen.

„Wo, wo?“

„Dort auf der Tanne. Er ist in ein Eichhörnchennest geschlüpft.“

„Und wo ist das Nest?“

„Das finden wir sofort.“

„Sie sehen es also noch gar nicht? Woher wissen Sie denn, daß es



hier ist und daß der Marder darin sitzt?" fragten wir erstaunt. Onkel Nikita wies auf den Schnee unter der Tanne. „Sehen Sie die vielen Nadeln? Das bedeutet, daß er Angst hatte, als er über die Äste sprang. Und was ist das?" Er beugte sich nieder und hob einige trockene Moosstengelchen auf. „Das ist ja die Streu aus dem Eichhörnchennest. Er hat sie heruntergeworfen, als er in das Nest schlüpfte. Bestimmt sitzt er hier.“

Wir spähten aufmerksam in die dichten Äste und bemerkten bald etwas Großes, Dunkles, das einem Elsternest sehr ähnlich war. „Sehen Sie, darin sitzt er“, sagte Onkel Nikita. „So, und nun versuchen wir, ihn dort herauszujagen.“



Onkel Nikita klopfte an den Stamm. Wir beobachteten das Eichhörnchennest scharf, aber es zeigte sich nichts.

Der Waldhüter klopfte stärker; wieder erschien niemand.

„Er wird wahrscheinlich gar nicht darin sitzen!“ sagten wir.

„Das werden wir sofort feststellen.“ Onkel Nikita begann vorsichtig mit einem Stock an dem Stamm entlangzukratzen, immer höher und höher.

Plötzlich bewegte sich in den Zweigen etwas, und wir sahen, daß ein dunkles Tier in Katzengröße pfeilschnell aus dem Nest hervorschoß. Das Tier sprang auf einen kahlen, trockenen Ast, setzte sich darauf nieder und sah zu uns herunter. Dann sprang der Marder mit einem geschickten Satz auf einen anderen Ast, von dort auf die benachbarte Tanne, von der Tanne auf die Erde und dann in schnellem, leichtem Galopp von uns fort.

„Sieh mal an, wie du laufen kannst!“ Onkel Nikita nickte ihm nach.

„Dich kriegt man nicht ein.“

„Warum ist er denn nicht sofort herausgesprungen, als Sie klopfen?“ fragten wir.

„Er hatte sich versteckt“, antwortete er. Manchmal kann man so oft klopfen, wie man will, und er denkt nicht daran herauszukommen. Wenn man aber am Stamm entlangkratzt, glaubt er, man klettere zu ihm auf den Baum. Im Nu springt er aus seinem Versteck hervor.“ Wieder auf unserer Schneise angekommen, fuhren wir fort, alle möglichen Fährten und Spuren einzuzeichnen. Wir beendeten unseren Rundgang erst, als die Dämmerung schon hereinbrach.

Am nächsten Tag wurden der Verwaltung des Naturschutzgebietes alle Karten zugestellt, und hier begann sogleich die Zusammenstellung. Auf jeder Karte wurde die Anzahl der Ein- und Ausgangsfährten der Tiere berechnet und die Gesamtsumme der notierten Tiere festgestellt. Die Ergebnisse der Berechnung waren höchst erfreulich. Es wurde festgestellt, daß der Bestand an Hirschen und

besonders an Schwarzwild sich im Vergleich zum vorigen Jahr bedeutend vergrößert hatte. Nur der Rehbestand hatte abgenommen. Alle Mitarbeiter sahen einstimmig in den Wölfen die Ursache dieser Verringerung. Das lag daran, daß die vergangenen Winter fast schneelos gewesen waren und dadurch das Aufspüren der Wölfe erschwert wurde. So hatten sie sich in diesen Jahren im Naturschutzgebiet stark vermehrt.

„Wir müssen in diesem Winter unbedingt mehr Wölfe vernichten“, sagte Nikolai Sergejewitsch.

Die Mitarbeiter begrüßten diese Anordnung des Direktors freudig und beschlossen auf der Stelle, bei jedem Spurschnee eine Treibjagd auf Wölfe zu veranstalten.



An der Futterraufe im Wald

Endlich setzten starke Schneefälle und Fröste ein. Für Hirsche, Rehe und Sauen begann die schwierigste, die futterärmste Zeit. Es ist für die Tiere im Winter nicht leicht, sich Futter zu verschaffen. Damit sie nicht Hunger leiden müssen, erhalten sie im Belowesher Wald Beifutter. Für die Fütterung sind in jedem Forstrevier Futterraufen errichtet worden. Das sind hölzerne Gitter, die nach oben durch ein Dach geschützt sind. Die Jäger stopfen Heu in diese Raufen, und Hirsche und Rehe kommen hierher, um zu äsen.

Als wir in das Naturschutzgebiet kamen, war schon das beste Heu von den Wiesen bereitgestellt. Man hatte es auf Waldlichtungen zu Schobern zusammengetragen und mit einem festen Gatter umgeben, damit Hirsche und Rehe es nicht unnötig auseinander-schleppten. Außer Heu hatte man im Sommer einige tausend Ruten aus Espen- und Weidenzweigen bereitgestellt. Diese Zweige werden zu Beginn des Sommers geschnitten, wenn sie mit frischen Blättchen bedeckt sind, die sich lange an ihren Reisern halten. Die abgeschnittenen Zweige werden gebündelt und im Schatten getrocknet.

Nun, nach Eintritt des Winters, als Hirsche und Rehe sich außer Rinde und Holzschößlingen keine andere Nahrung suchen konnten, begannen die Jäger, den Tieren das Beifutter aufzustellen. Das Heu wurde mit Pferdewagen transportiert, über das Naturschutzgebiet verteilt und dann in die Raufen gelegt. Die Zweige mit den getrockneten Blättern wurden an Sträuchern aufgehängt oder einfach in den Schnee gesteckt.

Neben den Futterraufen standen Tröge mit Steinsalz. Das Salz

stand das ganze Jahr über neben den Raufen, und Hirsche und Rehe kamen herbei, um daran zu lecken.

Besonders wichtig war das Beifutter für das Schwarzwild. Wenn dichter Schnee gefallen war und der hartgefrorene Schnee den Erdboden wie mit einer Eiskruste überzog, war es für sie sehr schwer. Sie mußten sich sehr abmühen, um sich Nahrung unter der festen Kruste hervorzuholen.

Sauen magern im Winter stark ab. Es ist oft geschehen, daß ein berittener Forstwächter eine Sau von ihrem Liegeplatz aufhob, da sie so stark abgemagert war, daß sie nicht mehr fliehen konnte; sie ging nur ein kleines Stück zur Seite und legte sich wieder auf die Erde.

Die Sauen merken sich die Stellen, an denen sie gefüttert werden, sehr gut. Es kommt vor, daß sie den Jäger, der ihnen Kartoffeln bringt, schon an Ort und Stelle erwarten. Sie fressen und legen sich auf derselben Stelle zum Ausruhen nieder.



Wir gingen sehr gern zu den Futterplätzen im Wald und betrachteten dort die Tierfährten. Bei Beginn des Winters waren es nur wenige, aber mit jedem Tag konnten wir mehr Fährten beobachten. Das bedeutete, daß das Futter knapp wurde und die Tiere sich an das Beifutter zu gewöhnen begannen. Neben einigen Raufen war der Schnee vollkommen niedergetreten von den kleineren Reh-fährten, zwischen denen sich deutlich die größeren der Hirsche abzeichneten. Hier lagen Heubüschel im Schnee herum, die aus den Gittern herausgezerrt, aber nicht aufgeäst worden waren. Neben diesen Büscheln fanden wir oft die Abdrücke von Hasenläufen. Also kamen auch die Hasen zur Fütterung hierher.

Wir hätten gern die Tiere selbst bei der Fütterung beobachtet; es gelang uns aber nicht, weil das Wetter störte: Bald gab es ein Schneegestöber, bald Frost und Wind. Bei solchem Wetter sitzt man nicht lange in einem Versteck. Endlich trat eine Wetterbesserung ein; es wurde bedeutend wärmer, der Wind flaute ab, und außerdem begannen Mondnächte. Eines Abends zogen wir uns besonders warm an und begaben uns in ein Versteck.

Wir hatten eine der ältesten Futterraufen für unsere Beobachtungen ausgewählt. Sie war vor langer Zeit errichtet worden, als der Belowesher Urwald noch nicht unser Naturschutzgebiet war. Damals diente diese Futterraufe nicht dazu, Tiere zu füttern und zu erhalten, sondern im Gegenteil, um sie an den im Versteck lauernden Jäger heranzulocken.

Neben der Raufe befand sich ein alter Jägerhochstand, von dem aus die Jäger in früherer Zeit das zur Fütterung kommende Wild abpaßten, um es dann zu schießen. Der Anstand wurde nun schon längst nicht mehr benutzt.



Auf wackeligen und angefaulten Sprossen bestiegen wir das Gerüst und ließen uns oben nieder, um die Ankunft der Tiere zu erwarten. Direkt unter uns war eine kleine Lichtung, auf der die Futterraufe stand, und hinter der Lichtung dehnte sich nach allen Seiten hin dichter, alter Wald aus.

Es wurde Abend. Das Abendrot verblaßte allmählich, und die Dämmerung senkte sich herab. Mit jeder Minute wurde es schwieriger, die einzelnen Bäume im Wald zu unterscheiden. Alles verschwamm zu einer dunklen Masse. Hoch über dem Wald begannen schon die ersten Sterne zu leuchten. Dann wurde es im Osten wieder etwas heller, als ob dort weit entfernt Morgenröte aufstiege, und hinter den Wipfeln der Bäume erschien der riesige rötliche Mond. Die Nacht begann, eine Winternacht im Urwald.

Schön war es! Die Luft war vollkommen rein, ein leichter Frost setzte ein, aber nicht der leiseste Wind wehte. Es herrschte eine so tiefe Stille ringsumher, daß es schien, als müsse man hören, wenn am anderen Ende des Waldes ein Zweig abbräche.

Plötzlich hörten wir tatsächlich ein leichtes Knirschen im Schnee. Ein Reh erschien auf der Lichtung. Es kam mit vorsichtigen Schritten näher, blieb aber immer wieder stehen und sicherte. Nun war es schon an der Raufe, sicher wollte es von dem Heu fressen. Wir konnten es nicht sehen.

Nun kam noch ein Reh aus dem Wald zur Raufe gelaufen. Wir saßen mit angehaltenem Atem und wagten nicht, uns zu bewegen. Die Rehe fraßen ein wenig, liefen dann auf die Lichtung hinaus und begannen zu spielen. Sie sprangen und jagten hintereinander her.

Plötzlich blieben beide Rehe wie angewurzelt stehen, erhoben die Köpfe und spitzten die Ohren. Sollten sie uns gewittert haben? Noch eine Sekunde standen sie, dann waren sie schon im Wald verschwunden.

Im gleichen Augenblick hörten wir im Schnee wieder etwas knirschen und sahen, daß drei riesige Hunde über die Lichtung hinter den Rehen herjagten.

Woher kamen sie nachts, im Naturschutzgebiet?

Aber das waren ja keine Hunde! Wir errieten, daß es Wölfe waren.

Wir stiegen schnell von dem Anstand herunter und eilten in die Verwaltung zurück, um Nikolai Sergejewitsch zu erzählen, was wir gesehen hatten.



Mit Fähnchen gegen die Wölfe

Am nächsten Tag fuhren wir mit Nikolai Sergejewitsch und Wladimir zu der Stelle, an der die Wölfe nachts die Rehe verfolgt hatten.

Nikolai Sergejewitsch und Wladimir nahmen für alle Fälle Gewehre und Fähnchen mit. Wir setzten uns alle in einen geräumigen Schlitten und fuhren los.

Wir waren noch nicht drei Kilometer weit gefahren, als uns einer der Aufseher entgegenkam. Sobald er Nikolai Sergejewitsch erkannt hatte, kam er schnell an den Schlitten heran und berichtete, daß die Wölfe im dreiundsechzigsten Jagen ein Reh gerissen hätten.

„Und wohin sind die Wölfe gewechselt?“ fragte Nikolai Sergejewitsch.

„Sie haben sich dort ins Dickicht gelegt. Ich bin den ganzen Jagen abgegangen, habe aber keine Ausgangsfährte gefunden. Wenn wir sie dort einkreisen könnten! Ich habe schon nach Leuten geschickt, bin aber selbst zu Ihnen gelaufen, um Ihnen zu berichten.“

„Das ist eine Sache!“ sagte Nikolai Sergejewitsch und rieb sich vergnügt die Hände. „Ich habe also die Fähnchen nicht umsonst mitgenommen! Setz dich mit in den Schlitten. Nun aber schnell vorwärts.“

Es waren noch nicht vierzig Minuten vergangen, als unser Schlitten an dem Waldhüterhäuschen vorfuhr. Dort erwarteten uns schon die Beobachter der benachbarten Reviere und Onkel Nikita.

„Das ist tüchtig, daß ihr schon versammelt seid!“ lobte sie Nikolai

Sergejewitsch. „Nun wollen wir aber so schnell wie möglich los, damit uns die Wölfe nicht davonlaufen!“

Wir gingen zusammen über einen schmalen Waldweg, der von den Beobachtern bei ihren täglichen Rundgängen ausgetreten worden war. Das Wetter war warm. Der Wald war weiß bereift, während der Himmel über ihm wie im Frühling bläulichviolett war. So sieht der Himmel nur bei Tauwetter aus.

Wir gingen schweigend hintereinander her, aber jeder dachte natürlich an die bevorstehende Jagd: Würde sie günstig verlaufen? Würden wir die Wölfe nicht verjagen? Würde es gelingen, die grauen Räuber zu erlegen, oder nicht?

Endlich waren wir am dreiundsechzigsten Jagen angekommen. Der Beobachter gab uns ein Zeichen stehenzubleiben. Dann nahmen Onkel Nikita und er große Bindfadenknäuel, an denen rote Lappen befestigt waren, aus ihren Rucksäcken.

Zwei Beobachter befestigten die Bindfadenenden an den Zweigen von Sträuchern und gingen dann nach entgegengesetzten Seiten den Weg entlang, wobei jeder sein Knäuel abwickelte und den Bindfaden immer wieder an Ästen und Zweigen befestigte. Die rote Girlande mit den herunterhängenden Fähnchen zog sich immer länger über den Schnee.

Die Fähnchen zeichneten sich grell von dem weißen Schneegrund ab und wurden von einem leisen Wind bewegt, so daß sie leicht schaukelten.

Beide Beobachter verschwanden im Wald. Sie sollten das ganze Dickicht, in dem die Wölfe lagen, von zwei Seiten aus so mit einer Fähnchengirlande umspannen, daß diese einen geschlossenen Kreis um die Tiere bildete.

Wölfe und Füchse haben eine starke Scheu vor jedem unbekannten Gegenstand und vermeiden es sorgfältig, an ihn heranzugehen. Darauf beruht auch die Jagd mit Fähnchen. Die Jäger bestimmen

auf Grund der Fährten die Stelle, an der sich die Tiere tagsüber niedergelegt haben, und umspannen sie mit den Fähnchen. Dann stellt sich ein Teil der Jäger in einem Versteck innerhalb des Bindfadenringes, unweit der Fähnchen, auf, während der andere Teil von der anderen Seite her in den Kreis hineingeht und sich auf die Schützen zu bewegt, wobei sich die Jäger hin und wieder leise etwas zurufen.

Die erschreckten Tiere springen von ihren Liegeplätzen auf und entfernen sich von der Stelle, von der Schritte und menschliche Stimmen zu hören sind. Sie springen auf die Fähnchen zu, erschrecken vor ihnen, laufen in einer anderen Richtung, stoßen aber dort wieder auf Fähnchen. So jagen sie hin und her, laufen innerhalb des Fähnchenringes auf und ab und versuchen einen Ausweg aus ihm zu finden.

Die Tiere sind im allgemeinen so stark mit den Fähnchen beschäftigt, daß sie den versteckt stehenden Jäger nicht bemerken und ihm direkt vor die Flinte laufen.

Nun muß man allerdings sehr ruhig schießen, um das Ziel nicht zu verfehlen.

Wir kannten alle diese Regeln für die Fähnchenjagd schon lange, nahmen aber an der Jagd selbst zum erstenmal teil. Deshalb wollten wir uns keine Einzelheit der Jagd entgehen lassen und alles mit eigenen Augen möglichst genau sehen.

Bald erschienen in der Ferne wieder die Beobachter auf der Schneise. Sie kamen schnell zurück.

„Der Kreis ist zugezogen!“ sagten sie flüsternd zu Nikolai Sergejewitsch. „Gehen wir. Wir bringen Sie auf die Plätze.“

Wir baten, uns einen Platz zwischen Nikolai Sergejewitsch und Wladimir anzuweisen, damit wir beide Jäger gut sehen könnten.

„Seien Sie beruhigt, Sie werden alles sehen“, flüsterte Onkel Nikita uns zu.

Wir versteckten uns hinter einem großen Strauch neben einer alten Fichte. Etwa fünfzig Schritte rechts von uns stand Nikolai Sergejewitsch ebenfalls unter einer Fichte, während sich Wladimir links in den Sträuchern einrichtete. Wir konnten beide ausgezeichnet sehen.

Onkel Nikita und die Beobachter gingen leise auf die Schneise zurück, um das abgesperrte Waldstück in einem Bogen zu umgehen und dann das Treiben zu beginnen.

Zehn bis fünfzehn Minuten vergingen. Plötzlich hörten wir von weitem einen Ruf: „Ohe – ohe!“ Von der Seite wurde geantwortet. Dann war wieder alles still. Wir wußten, daß das Treiben begonnen hatte. Die Treiber gingen nun innerhalb des Ringes durch den Wald, nicht hastig, ohne allzu großen Lärm; sie schrien nicht, knackten nur hin und wieder mit einem Zweig, räusperten sich, riefen kurz und bewegten sich so immer näher auf uns zu.

Die hellhörigen Tiere vernehmen sofort, daß ein Mensch in der Nähe ist, und beeilen sich, möglichst schnell davonzulaufen. Wenn man jedoch zu laut schreit oder lärmt, kann es geschehen, daß sie in ihrem Schreck dennoch mitten durch die Fähnchenkette verschwinden.

Aber Onkel Nikita und die Beobachter waren alte, erfahrene Jäger, die in ihrem Leben schon viele Wölfe erlegt hatten. Sie wußten sehr gut, wie man Wild treibt.

„Achtung!“ erschallte plötzlich ein neuer halblauter Ruf im Wald. Das bedeutete, daß einer der Treiber entweder ein Tier gesehen hatte oder auf eine frische Spur gestoßen war. Also waren die Wölfe schon von ihren Liegeplätzen aufgesprungen und liefen im Kreise umher.

Da schlüpfte etwas durch die Sträucher. Wladimir hob das Gewehr, setzte es aber sofort wieder ab.

Etwa zwanzig Schritt vor ihm hoppelte ein Hase auf die Lichtung heraus, setzte sich und lauschte auf den Lärm im Wald.

Gar nicht weit davon stieß Onkel Nikita einen Ruf aus; der Hase legte die Löffel an und jagte wie ein Pfeil mitten durch die Fähnchen hindurch in den Wald.

Wir sahen mit unwillkürlichem Erstaunen zu, wie der Hase die Fähnchen übersprang, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Es klingt seltsam, aber die Fähnchen schrecken keines der Tiere, außer Füchsen und Wölfen. Wie man sieht, scheint nicht einmal der Hase sie zu fürchten.

Während wir Meister Lampe mit den Augen folgten, standen wir weiter auf unseren Plätzen und richteten dann die Blicke wieder auf das Waldesdickicht. Da hörten wir seitlich von uns, rechts von Nikolai Sergejewitsch, ein Geräusch und Knacken. Etwas eilte durch die Büsche und zerbrach dabei trockene Äste. Wir sahen, daß Nikolai Sergejewitsch sogar in die Knie ging, um zu erkennen, wer dort durch das Dickicht brach; aber durch die dichten Zweige hindurch war nichts zu sehen.

Knacken und Geräusch begannen sich zu entfernen. Offenbar hatten die Tiere die Fähnchenkette durchbrochen. In diesem Augenblick begann es jedoch, dicht vor uns erneut zu knistern und zu knacken. Der Reif fiel von den Ästen, und eine riesige schwarze Sau brach aus den Büschen hervor. Sie schnaufte schwer und hielt ihr massiges Gebrech mit den vorstehenden Hauern dicht über dem Boden. Ihr Rücken war über und über bedeckt mit Schnee, den sie von den Sträuchern geschlagen hatte.

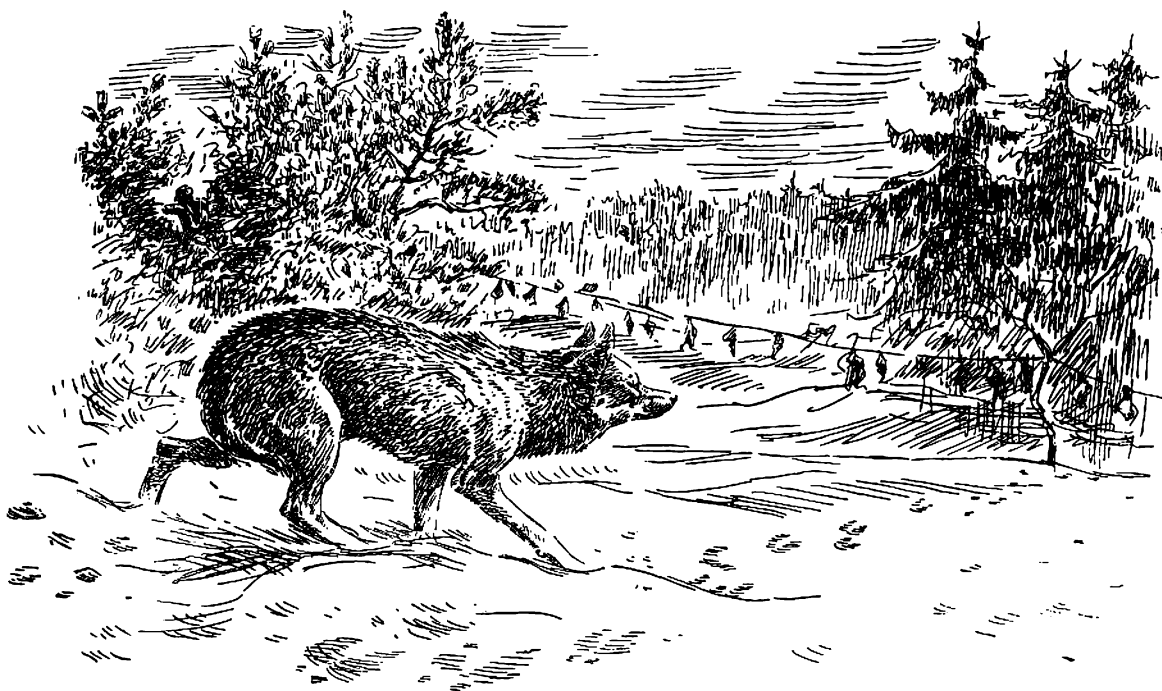


Die Sau verhielt für eine Sekunde den Lauf, stieß das Gebrech kurz hoch und jagte polternd im Galopp weiter. Beim Laufen stieß sie an die Leine mit den Fähnchen, hielt aber nicht einmal an. Sie jagte durch die Fähnchenkette und eilte in der Richtung davon, in der der Lärm und das Knacken der gerade vorher in den Wald geflohenen Tiere, wahrscheinlich auch Sauen, allmählich verhallte.

„Aber, wo bleiben die Wölfe?“ Wir konnten uns diese Frage nicht mehr beantworten; denn über dieselbe Stelle, an der gerade die Sau hervorgesprungen war, schlüpfte wieder etwas Dunkles, Lebendiges, und ein Wolf tauchte aus den Sträuchern auf. Er lief in nicht sehr schnellem Trab auf der Saufährte entlang.

Plötzlich stand das Tier wie festgewurzelt; es hatte die Fähnchen bemerkt. Von der Sau in Bewegung versetzt, schaukelten sie noch immer.





Der Wolf wandte sich jäh zu den Sträuchern zurück; in diesem Augenblick fiel ein Schuß.

Der Wolf stürzte Hals über Kopf in das Dickicht und verschwand. Der Schuß war also fehlgegangen!

Wir sahen, daß Nikolai Sergejewitsch sein Gewehr eilig wieder lud. Es verging noch einige Zeit. Wir hörten schon deutlich die Stimmen der Treiber und das Geräusch ihrer Schritte, aber Tiere erschienen nicht mehr.

Schließlich traten Onkel Nikita und die Beobachter aus den Sträuchern hervor. Das Treiben war beendet. Wir konnten unsere Verstecke verlassen und alles Geschehene erörtern.

„Wer hat geschossen?“ fragte Onkel Nikita näher tretend.

„Ich habe auf den Wolf geschossen; habe aber wohl gefehlt“, antwortete Nikolai Sergejewitsch ärgerlich. „Wir müssen die Spur suchen und sehen, ob sie keinen Schweiß aufweist.“

Wir gingen zu der Stelle, an der Nikolai Sergejewitsch den Wolf geschossen hatte.

Direkt über der Spur, scharf in den Schnee gezeichnet, lag die Schrotladung, und auf derselben Stelle waren Schweißspuren und ein Fetzen ausgerissenes Fell zu sehen.

„Er ist angeschossen!“ schrien wir alle zugleich.

„Wieder auf die Plätze!“ Onkel Nikita trieb uns zur Eile an. „Und wir folgen der Spur. Vielleicht hat er den Ring nicht verlassen. Wir treiben ihn Ihnen wieder zu.“

Wir nahmen unsere alten Plätze wieder ein, während die Treiber im Wald verschwanden. Es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, als ihr fröhlicher Ruf aus dem Wald ertönte: „Hierher, hierher!“

Wir leisteten dem Ruf eilig Folge.

Die Treiber standen in dem dichten Gebüsch, und vor ihnen lag der Wolf auf der Erde, den Fang in den Schnee gegraben.

„Er ist nicht weit gekommen!“ rief Wladimir gutgelaunt aus, ging an das Tier heran und berührte es mit den Händen.

„Nicht schlecht, er hat einen ganz kräftigen Körper.“

Wir beglückwünschten Nikolai Sergejewitsch alle zu dem Erfolg.

„Moment mal, wo sind denn aber die anderen? Wir hatten doch nicht nur einen Wolf eingekesselt! Sollten sie vielleicht doch durch die Fährchen gelaufen sein?“

Der Kessel, in dem die Tiere eingeschlossen worden waren, war nicht groß, und die Treiber hatten ihn nach jeder Richtung durchstreift. In der Umzäunung konnten die Wölfe nicht geblieben sein. Wo steckten sie?

Wir gingen den Kreis längs der Fährchen ab und überprüften die nach draußen verlaufenden Spuren und Fährten. Da führte noch eine Hasenspur aus dem Kreis heraus. Und hier war ein Eichhörn-

den unter einem Strauch durchgesprungen. Aber was war das? Ein ganzer Pfad von frischen Fährten führte aus dem Kessel heraus, die Leine mit den Fähnchen war von den Sträuchern gezerrt, zerrissen und in den Schnee getrampelt.

Wir betrachteten die Fährten genauer: Schwarzwild. Es hatte also das Ganze angerichtet! Wir hatten es ja auch gehört, als es durch das Dickicht gebrochen war. Es war zufällig irgendwie in die Leine geraten und hatte sie zerrissen. Wir sahen uns die Fährten noch genauer an. Da war auch die Spur einer kralligen Wolfspfote. Die Sauen hatten die Leine durchbrochen, und die Wölfe waren hinter ihnen her durch das „Tor“ aus dem Kreis herausgetrabt. Wie seltsam doch alles zusammengetroffen war! Eine Sau war seitwärts abgeblieben und an uns vorbeigewechselt, der Wolf hinter ihr her, und so war er uns direkt vor die Flinte geraten.

Wir kehrten in das Waldhüterhäuschen zurück, nahmen den erlegten Wolf mit und berieten, wie wir die übrigen Wölfe am selben Tag noch einmal aufspüren und mit Fähnchen umzingeln könnten. Es schneite jedoch tagsüber, so daß alle Spuren verwischten. So gelang es uns nicht, am selben Tag noch einmal Jagd auf die Wölfe zu machen.



Frühling

Im Vorfrühling hielten wir uns das letzte Mal im Urwald auf. Auf den Feldern und im Wald war der Schnee schon getaut; aber tief im Waldinnern und in den Schluchten lag er noch als graue, körnige, durch und durch wassergesättigte Masse, wie feuchtgewordenes, grobes Salz. Die Wintersaaten wurden schon zart grün, und über ihnen sangen von früh bis spät die Lerchen.

Auf den feuchten Wiesen spazierten große weiße Störche umher. Im Wald schlugen die Finken und sangen die Drosseln, und in der Dämmerung hörte man von den Waldsümpfen nicht enden wollende Froschkonzerte.

Das Wetter war besonders schön. Es waren klare, ruhige und warme Tage. In der Mittagszeit wurde es sogar heiß.

Wir kamen nur für einige Tage in den Urwald, um zu beobachten, wie er sich nach dem Winter neu belebte.

Im Naturschutzgebiet begrüßte man uns wie alte Freunde, erkundigte sich nach Moskau und erzählte uns die Neuigkeiten aus dem Dorf.

Petka, der Rabe, war gesund und munter. Er flog nach wie vor durch das ganze Dorf, stahl und versteckte alles.

Mischka und Milka hatten den Wald endgültig zu ihrem Wohnsitz gewählt und sich schon länger als einen Monat nicht mehr im Gehöft der Verwaltung gezeigt.

Dafür hatte Ljubow jetzt einen neuen Pflegling, einen jungen Luchs.

Die Beobachter des Naturschutzgebietes hatten ihn im Urwald gefangen. Sie waren durch den Wald gegangen und hatten plötzlich einen Luchs gesichtet, der zwei schon ziemlich große, offenbar vorjährige Junge mit sich führte.

Als sie Menschen bemerkten, ergriffen der Luchs und eine der jungen Katzen die Flucht, während die zweite Jungkatze auf einen Baum sprang. Hier wurde sie von den Beobachtern gefangen. Das Luchsjunge wehrte sich verzweifelt und zerkratzte den Beobachter, der es fing, nicht schlecht.

Das gefangene Tier wurde zur Verwaltung gebracht und dort in einen geräumigen Käfig gesetzt.

Bei unserer Ankunft war der junge Luchs schon stark gewachsen, war fast ein ausgewachsenes Tier und sehr schön geworden. Sein Fell war zartrosa-grau, mit leichten Tupfen auf Rücken und Seiten.



Auf den Enden seiner Ohren standen schwarze Pinselchen, und zu beiden Seiten des Kopfes hatte er weiche, wollige Barthaare.

Leider ließ sich der junge Luchs absolut nicht zähmen. Er saß brummig in einer Ecke seines Käfigs und fauchte ärgerlich, wenn man ihm zu nahe kam.

Petka hatte einmal versucht, ihn ein wenig zu ärgern, indem er mit seinem Schnabel am Drahtnetz des Käfigs rüttelte. Im gleichen Augenblick stürzte sich der junge Luchs wütend auf das Gitter, ergriff es mit den Pranken und streckte dabei seine scharfen, hakenförmig gebogenen Krallen so weit heraus, daß er Petka selbst beinahe mit ihnen erwischt hätte.

Petka sprang entsetzt von dem Luchskäfig fort und versuchte nicht noch einmal, dessen bösen Bewohner aus der Ruhe zu bringen.

Dafür hatte Petka, wie sich herausstellte, in unserer Abwesenheit einen anderen „Sieg“ errungen.

Als sein Hauptfeind und Verfolger, der Hahn, einmal mit irgend etwas im Hühnerstall beschäftigt war, machte sich Petka daran, die Hennen über den Hof zu jagen.

Auf ihr verzweifelt Gackern stürzte der Hahn aus dem Hühnerstall und warf sich wie ein Geier direkt aus dem Flug auf Petka. Petka aber war offenbar durch die Hetzjagd auf die Hühner so in Hitze geraten, daß er nicht wie sonst die „Beine unter die Arme“ nahm und ausriß, sondern dem Ansturm des Hahnes mutig standhielt. Es entbrannte eine schreckliche Rauferei. Der Hahn fiel über Petka her und Petka über den Hahn. Aber diesmal war es nicht wie im vorigen Jahr, als Petka gerade erst fliegen gelernt hatte. Diesmal erwies er sich als der stärkere und geschicktere von beiden.

Schließlich hielt der Hahn nicht mehr durch und floh in den Hühnerstall. Petka hatte seinen schlimmsten Feind besiegt und konnte von nun an die Hennen ungehindert, wenn es darauf ankam, sogar ganze Tage lang, verfolgen.

Uns erkannte Petka sofort, setzte sich uns auf die Schulter, krächzte freundschaftlich und kniff uns vorsichtig mit dem Schnabel ins Ohr. Wir schenkten ihm eine Kinderklapper. Petka freute sich sehr über die Klapper, nahm sie in den Schnabel und begann sie zu schütteln und mit ihr zu klappern. Es schien ihn außerordentlich zu interessieren, was dort im Inneren klapperte. So flog er schließlich auf das Schuppendach, zerbrach die Klapper und erforschte ihren Inhalt; die Bruchstücke versteckte er in einem alten Storchnest.

Am Tage nach unserer Ankunft fuhren wir mit Nikolai Sergejewitsch hinaus, um die Wisente zu besuchen.

Es war herrlich im Wald! Die Bäume standen sämtlich noch kahl, aber ihre Knospen waren schon so stark angeschwollen, daß es



schien, als würden sie im nächsten Moment aufbrechen. Die jungen Birken und verschiedene Sträucher, die direkt am Wege standen, wurden schon ein wenig grün. Auf den Anhöhen sahen wir etwas Blaues schimmern. Wir fragten Nikolai Sergejewitsch, was das sei.

„Dort blühen Küchenschellen.“

Wir hatten sie nie gesehen. Bei uns in der Gegend von Moskau wuchsen keine Küchenschellen.

Wir baten, das Pferd anzuhalten, und gingen, um uns die Blumen anzusehen. Die ganze Anhöhe war mit großen violetten Blüten übersät, die die Form von Glöckchen hatten. Wir pflückten einige und fuhren weiter.

Da stand schon die Tafel mit der Aufschrift „Wisentzuchtgehege“. Aus dem Waldhüterhäuschen kamen uns Maxim und Onkel Marten entgegen. Wir begrüßten uns wie alte Freunde und gingen zusammen zu den Wisenten.

Unterwegs erzählte uns Nikolai Sergejewitsch, daß zwei Wisenttiere trächtig seien und daß die Mitarbeiter beschlossen hätten, für sie ein besonderes Gehege abzutrennen.

Neben dem Gatter sahen wir aufgestapelte frische Balken und lange, dünne Stangen, die von einigen Arbeitern behauen wurden.

Nikolai Sergejewitsch begrüßte die Arbeiter und fragte, wie die Arbeit voranginge.

„Es geht soweit gut voran“, antwortete ein älterer Arbeiter. „Nur die Wisente machen uns Schwierigkeiten. Kaum fangen wir an zu arbeiten, so sind sie schon zur Stelle, und wir haben knapp Zeit, aus der Koppel zu laufen. Dann können wir warten, bis sie geruhen, sich wieder in den Wald zu trollen.“

„Und wo ist Fjodor Iwanowitsch?“ fragte Nikolai Sergejewitsch.

„Warum hilft er nicht beim Behauen der Stangen?“

„Fjodor Iwanowitsch?“ Der Arbeiter lachte laut auf. „Der wird sich wohl schon seit einer Stunde ausruhen!“

„Was heißt ‚wird sich ausruhen‘?“ fragte Nikolai Sergejewitsch empört.

„Na, so. Er ist etwas weiter in die Koppel hineingegangen, um Stangen zu holen; dabei traf ihn Puginal. Er hat ihn auf einen Baum gejagt, steht davor und wankt und weicht nicht von der Stelle. Zuerst stand er noch, dann legte er sich sogar hin. Unser Fjodor wird wohl nicht so bald wieder herunter können. Man kann ihn von hier aus gut sehen.“

Wir blickten in die Richtung, in die der Arbeiter zeigte. Etwa hundert Meter von dem Gatter entfernt saß ein Mensch auf einem Baum, unter dem seelenruhig ein Wisent lag.

„Was stehen Sie denn da und gucken!“ Nikolai Sergejewitsch wandte sich an Onkel Marten. „Schlagen Sie doch an der Futterraufe an einen Eimer und rufen Sie ihn her.“

„Als ob man den fortrufen könnte!“ Onkel Marten lächelte gutmütig. „Vor drei Tagen hat er sogar drei Leute auf einen Baum getrieben. Wir hatten schon fast den Eimer durchgeschlagen, und er wandte nicht einmal das Ohr danach. Den führt man nicht an. Die Wisente haben Mägen wie Uhren, sie kennen ihre Fütterungszeiten genau. Wenn die Zeit seiner Fütterung heran ist, geht er von selbst fort und gibt Fjodor Iwanowitsch frei.“



„Was sagen Sie denn dazu?“ Nikolai Sergejewitsch wandte sich aufgeregt an uns. „Was kann man da tun? Fortjagen kann man ihn nicht, und reizen darf man ihn nicht. Und wir können sehen, wie wir dabei arbeiten!“

„Nun, Nikolai Sergejewitsch, wir passen uns schon so gut wie möglich an. Wir stellen das Gatter gleich von zwei Seiten auf. Wenn uns die Wisente an einem Ende am Arbeiten hindern, gehen wir zum anderen oder machen Balken fertig. Sie brauchen keine Angst zu haben, daß bei uns Zeit verlorenggeht.“

Wir standen und überlegten, wie wir Fjodor helfen könnten.

In diesem Augenblick kam ein weiblicher Wisent aus dem Innern der Koppel. Als Puginal ihn bemerkte, erhob er sich und folgte ihm.

Nachdem die Wisente im Wald verschwunden waren, kletterte Fjodor Iwanowitsch von seinem Baum herunter, nahm die Holzstange auf und kam zu uns.

Er begrüßte uns mit einem verlegenen Lächeln: „Ist das ein Schädling! Wie lange bin ich dort auf dem Baum geritten! Wie konnte es nur geschehen, daß ich ihn nicht vorher gesehen habe!“

„Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt: Seien Sie vorsichtiger!“ unterbrach ihn Nikolai Sergejewitsch. „Mit Wisenten ist nicht zu spaßen!“

„Wir sind auch sehr vorsichtig. Wir versuchen schon, sie überhaupt nicht zu reizen, sie nicht zu stören, und gehen nicht dicht an sie heran. Sie brauchen sich unseretwegen nicht zu beunruhigen. Wir arbeiten doch wirklich nicht das erste Jahr mit Wisenten.“

Wir besichtigten mit Fjodor zusammen das im Bau befindliche Gatter und verließen dann das Wisentzuchtgebiet. Wir beschlossen, von den Wisenten direkt in das Forstrevier von Pererowo zu fahren, in dem sich Natalja Borisowna zur Zeit aufhielt.



In Pererowo

Die Försterei von Pererowo liegt in der Mitte des Belowesher Forstes und wird an zwei Seiten von den kleinen Waldflüssen Lesna und Malaja Narewka begrenzt. Sie ist der entlegenste Winkel des Belowesher Urwaldes. Hier hat sich der Wald in seiner jahrhundertealten Unberührtheit erhalten. Es gibt riesenhafte Erlen und Linden, die nur von zwei bis drei Mann umspannt werden können, während Eichen, die ein halbes Jahrtausend hinter sich haben, einen Umfang erreichen, der nur von sieben Mann umspannt werden kann. Die Försterei von Pererowo ist zum absoluten Naturschutzgebiet erklärt worden, das heißt, in ihr sind sogar Reinigung und Wegschaffen des abgestorbenen Holzes verboten.

Im Innern dieses Urwaldgebietes halten sich sehr viele Tiere auf. Hier gibt es an den Flußufern Schilfdickichte, in denen sich Sauen verbergen, überschwemmte Flußwiesen, auf die Rehe und Hirsche hinauswechseln, um zu äsen, und schließlich undurchdringliche Waldesdickichte, in denen sich Tiere verstecken, um dort ihre Jungen aufzuziehen.

Der Weg nach Pererowo führt durch sehr schönes abwechslungsreiches Gelände. Wir fuhren bald abwärts durch einen Sumpf, dann wieder fuhren wir hohe, bewaldete Hügel hinan. Schließlich ging es einen dieser Hügel steil hinab und dann auf der geraden Schneise unmittelbar auf ein kleines Häuschen zu, die Waldhüterhütte, in der Natalja wohnte.

Wir waren kaum an die Treppe herangefahren, als uns ein ausgewachsener sibirischer Eskimohund mit lautem Bellen entgegensprang. Er war grau, hatte eine spitze Schnauze, breite Stirn und abstehende Ohren. Der Eskimohund ähnelte sehr einem Wolf, nur hing sein Schwanz nicht wie der eines Wolfes nach unten, sondern war in Kringelform steil nach oben gezwirbelt.

„Urs, hierher!“ rief ein Forstaufseher, der auf die Treppe heraustrat. Er begrüßte uns freundlich: „Aber, bitte, kommen Sie doch ins Haus! Ihr Pferd spanne ich gleich aus.“

„Und wo ist Natalja Borisowna?“ fragte ihn Nikolai Sergejewitsch.

„Natalja Borisowna ist schon morgens mit Oleg in den Wald gegangen. Sie werden sicher bald zurück sein.“

Wir gingen in das Haus des Forstaufsehers. Dort trafen wir auch seine Frau und seine Tochter. Die Hausfrau stellte sofort den Samowar auf, deckte den Tisch, und wir setzten uns, um etwas zu uns zu nehmen; denn wir waren auf dem langen Weg hungrig geworden.

„Nun probieren Sie einmal unsere Waldkost“, sagte der Hausherr und stellte eine große irdene Schüssel mit eingesalzenen, mit Fett und Zwiebeln zubereiteten Pilzen und einen Topf dampfender, mehligter Salzkartoffeln auf den Tisch. Uns schien es, als hätten wir nie im Leben eine schmackhaftere Mahlzeit zu uns genommen.

Dann brachte die Hausfrau den brodelnden Samowar, einen Krug abgekochter Milch mit herrlich gelbem Rahm und ein Schälchen duftender Walderdbeermarmelade.

„Hier ist noch etwas zum Nachschick; meine Tochter und ich haben sie selbst gesammelt. Diese Beeren wachsen bei uns im Sommer in Hülle und Fülle, ganz rot leuchten die Lichtungen davon!“

„Wer hält denn hier ohne uns Mahlzeiten ab?“ rief plötzlich hinter dem Fenster eine uns wohlbekannte, fröhliche Stimme.

Die Tür flog weit auf, und Natalja trat fröhlich lachend, mit Schirmmütze, Joppe und hohen Stiefeln bekleidet, in das Zimmer. „Ich habe Sie schon durch das Fenster gesehen!... Nun, guten Tag! Endlich haben Sie zu uns gefunden!... Alja! Alja! Was haben Sie denn da zu kramen!“ rief sie in den offenen Flur. „Kommen Sie schleunigst her!“

„Sofort, ich will nur den Rucksack anhängen“, kam die Antwort, und gleich darauf trat ein junger, sehr großer, breitschultriger und hellhaariger Mensch in das Zimmer.

„Das ist mein Helfer, Alja“, stellte ihn Natalja uns vor.

Alja lächelte verlegen, streckte jedem von uns seine Riesenpranke hin und drückte so kräftig zu, daß wir unwillkürlich große Hochachtung vor ihm empfanden.

Das kleine Zimmer des Forstaufsehers erschien entschieden zu eng für einen solchen Recken. Alja fühlte das offenbar selbst und nahm so schnell wie möglich Platz, Natalja ebenfalls, und wir setzten die unterbrochene Mahlzeit fort.

Bei Nataljas Ankunft füllte sich das Zimmer sofort mit fröhlichem Lärm und Lachen.

„Nein, hören Sie nur, ich wäre heute beinahe im Wald geblieben“, erzählte sie lachend. „Alja und ich gingen in den Wald, um die Suhlen der Sauen zu besichtigen. Wir überschritten auf Stegen einen Bach und trennten uns, verabredeten aber, uns an einem länglichen Kiefern Hügel wiederzutreffen. Dieser Hügel ist gar nicht weit, etwa zwei Kilometer von dem Waldhüterhäuschen entfernt. Ich ging etwa fünfzehn Kilometer durch den Wald. Als ich mich

schon dem Kiefern Hügel näherte, sah ich vor mir eine Mulde, und durch diese Mulde floß ein Bach. Nein, nicht ein Bach, sondern ein richtiger rauschender Fluß, mindestens zwei Meter breit. Ich ging hin und her, fand aber nirgends einen Übergang. Es ist doch ausgeschlossen, denke ich, daß es nur die Möglichkeit gibt, umzukehren und zu den Stegen zurückzugehen. Ich begann Alja zu rufen. Ich hörte, daß er von der anderen Uferseite antwortete, schon von der Kiefernanhöhe aus. Ich rief ihn und er mich. Er konnte absolut nicht verstehen, warum ich nicht kam. Mit Mühe rief ich ihn herbei. Er kam und fragte noch: „Warum stehen Sie denn an dem Ufer, wir haben doch verabredet, uns auf dem Hügel zu treffen.“ – „Na, dann versuchen Sie doch selbst einmal auf diese Seite zu kommen“, sagte ich. Als er durch den Bach auf meine Seite hinübergewatet war, fragte er: „Na und?“ Ich sagte zu ihm: „Es hat eben nicht jeder solche Beine wie Sie, das ist es.“ So mußte er mich denn hinübertragen.“

„Aber Natalja, das war doch kein Fluß; ein schmales Bächlein war das!“

„Ja, sehr ‚schmal‘! Sie werden demnächst die Wolga durchwaten und dann auch sagen, sie sei schmal!“

Wir mußten alle lachen, und Alja versteckte verlegen seine wirklich langen Beine unter dem Tisch.

„Haben Sie denn unsere Pfleglinge schon gesehen?“ fragte Natalja nach dem Tee.

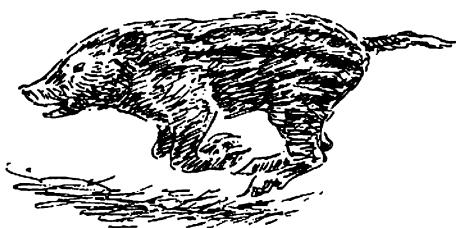
„Nein. Welche Pfleglinge?“

„Nun, Alja und ich haben doch hier einen ganzen Tiergarten angelegt! Kommen Sie, ich zeige ihn Ihnen.“

Natalja führte uns in eine Kammer.

Diese Kammer hatte ein kleines Fensterchen, war geräumig und hell. In der Mitte stand auf dem Boden eine leere Schüssel.

„Warten Sie, ich bringe ihnen schnell noch ein wenig Milch“, sagte Natalja, nahm die Schüssel auf, ging aus der Kammer und lehnte die Tür hinter sich an.



Wir blieben in der Kammer und sahen uns darin um.

„Wo sind denn hier Tiere?“

Plötzlich sprang aus einer entfernten Ecke, aus irgendeiner Kiste, ein kleiner, gestreifter Frischling ungestüm hervor. In vollem Lauf stieß er Nikolai Sergejewitsch mit seinem Rüssel gegen die Beine und flog mit dem gleichen Ungestüm in eine andere Ecke.

„Pfui, du Schmutzfink, hast mich beinahe über den Haufen gerannt!“ Nikolai Sergejewitsch lachte.

„So stürzt er sich auf jeden“, sagte Alja. „Nur Natalja Borisowna erkennt er an.“

In diesem Augenblick trat Natalja mit der gefüllten Milchschiessel ein.

„Nuk, nuk, nuk, nuk...“, rief sie und stellte die Schüssel auf den Boden.

Der kleine Frischling grunzte auf, lief aus seiner Ecke hervor und begann gierig die Milch zu schlürfen und dabei zu schmatzen.

Nun kamen völlig unerwartet zwei große Igel, laut mit den Pfoten auftapsend, aus den Kisten herausgelaufen. Sie näherten sich der kleinen Schüssel und leckten zusammen mit dem Frischling die Milch auf.

Der kleine Frischling war offenbar mit dieser Nachbarschaft nicht sehr einverstanden. Er versuchte mehrmals, die Igel mit seinem Rüssel fortzustoßen. Dann begannen diese jedoch ärgerlich zu fauchen und streckten ihre Stacheln nach allen Seiten aus, ohne ihren Platz an der Schüssel zu räumen.

Ein alter, dicker Kater, der in die Kammer kam, wollte sich eben-



falls an der Mahlzeit teilnehmen; da aber stürzten sich alle drei, Frischling und Igel, auf ihn, so daß er mit einem Satz durch das Fenster wieder verschwand.

„Was denn, hast du Angst bekommen?“ fragte Natalja lächelnd.

„Wie haben Sie denn den Frischling gefangen?“ fragten wir.

„Das ist eine lange Geschichte!“ antwortete sie. „Alja und ich hatten eine Bache aufgespürt. Sie hatte sich nicht weit von hier im Schilf ein Bett gebaut. Wo es am dichtesten stand, suchte sie sich einen möglichst trockenen Platz aus, an dem sie Schilf zusammenschleppte. Dann warf sie dort kleine, gestreifte Frischlinge. Wir beobachteten die Frischlinge von weitem durch das Fernglas, als sie anfangen, hinter dem Muttertier das Lager zu verlassen. Wir durften auf keinen Fall dicht an das Lager herangehen; denn eine Bache, die Frischlinge hat, stürzt sich unter Umständen auch auf Menschen.“

Alja und ich beobachteten diese Familie sehr lange. Eines Tages gingen wir durch den Wald, als uns Urs plötzlich einholte. Er hatte sich wohl von der Kette losgerissen und war unserer Spur gefolgt. Mit ihm zusammen konnten wir nicht weitergehen; denn wenn er Frischlinge entdeckte, würde er sich bestimmt auf sie stürzen, und die Bache würde ihn zerreißen.

Wir schickten uns gerade an, nach Hause zurückzukehren, als plötzlich, ohne daß wir wußten, woher, ein Frischling aus dem Schilf heraussprang. Urs jagte hinter ihm her und wir hinter Urs. Wir hörten, daß der Frischling in den Sträuchern zu quietschen begann, liefen hinzu, aber Urs hatte ihn schon gepackt und würgte ihn. Es war gut, daß die Bache nicht in der Nähe war, sie hätte es Urs schon gegeben. Wir nahmen ihm den Frischling ab und sahen, daß der Hund ihn schon stark gewürgt hatte. Wir überlegten, was wir mit dem Tier beginnen sollten. Es war noch sehr klein und aus irgendeinem Grund ohne das Muttertier herumgelaufen. Es freizulassen wäre schade gewesen, denn es wäre umgekommen. Deshalb beschlossen wir, es zu uns zu nehmen.

Wir brachten es nach Hause und setzten es in die Kammer.

Ich beschaffte eine Flasche, füllte sie mit Milch und setzte einen Sauger darauf. Alja nahm den Frischling auf den Arm, ich steckte ihm den Sauger in die Schnauze, aber er wollte ihn nicht annehmen, quiekte nur und wand sich aus Aljas Arm. Er gab der Flasche mit dem Kopf einen Stoß und goß Alja die ganze Milch über die Knie.

Wir beschlossen, ihn bis zum nächsten Tag in der Kammer zu lassen, vielleicht würde er Hunger bekommen und dann den Sauger annehmen. Wir schlossen ihn in die Kammer ein und gingen fort.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, als Alja zu mir gelaufen kam: ‚Natalja Borisowna, nehmen Sie die Schlüssel und kommen Sie in die Kammer, unser Frischling lärmt dort herum.‘

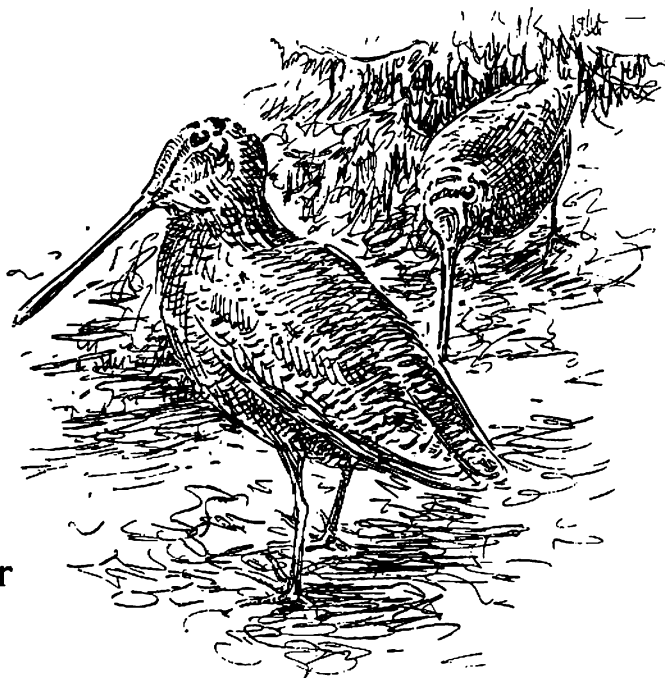
Wir öffneten leise ein wenig die Tür und sahen hinein: Der Frischling stand neben einem Topf, verschlang unsere Grütze und wedelte vor Vergnügen mit seinem Ringelschwänzchen!

Wir standen ganz still an der Tür. Gut, daß er angefangen hatte, Futter anzunehmen! Nun würde er wohl am Leben bleiben und nicht vor Hunger sterben. Währenddessen hatte der Frischling die Grütze aufgefressen und begab sich weiter zu unserem Suppentopf; den Deckel stieß er mit seinem Rüssel herunter.

Jetzt hielt ich es nicht mehr aus und schrie: „Ach, du Tunichtgut!“ Der Frischling fuhr in die Ecke zurück und warf den ganzen Topf um, so daß die Suppe herauslief. So kamen Alja und ich an diesem Tag um unser Mittagessen.

Wir haben ihm dann den Sauger nie wieder angeboten!“ Natalja lachte auf. „Inzwischen haben wir ihm noch zwei Igel zur Gesellschaft gebracht. Zuerst wollte er auf gar keinen Fall mit ihnen aus einer Schüssel fressen, aber jetzt geht es, er hat sich daran gewöhnt. Wenn unser kleiner Frischling herangewachsen ist, bringen wir ihn in die Verwaltung. Dort kann er an Stelle von Milka und Mischka wohnen, er hat dort im Gras mehr Freiheit.“

Natalja wollte uns noch länger als Gäste bei sich behalten, aber wir hatten mit Wladimir schon verabredet, uns in dem Forstrevier von Jassen zu treffen, um zusammen auf den Schnepfenstrich zu gehen. Außerdem wollten wir die Auerhähne beim Balzen beobachten.



Im Forstrevier von Jassen

Wir kamen gegen Abend in dem Forstrevier von Jassen an. Das Forsthaus liegt direkt an der Grenze des Naturschutzgebietes. Die Wälder, die sich auf der anderen Seite erstrecken, liegen schon außerhalb des Naturschutzgebietes. Wir beeilten uns, möglichst schnell dorthin zu gelangen, um in der Abenddämmerung auf den Schnepfenstrich zu gehen.

Wir wurden bereits von Wladimir und dem Präparator des örtlichen Museums, Andrei, erwartet.

„Nun, zeig uns mal deine Arbeit!“ wandte sich Nikolai Sergejewitsch an ihn. „Er ist nämlich ein ausgezeichnete Präparator und macht uns alle ausgestopften Tiere für das künftige Museum fertig.“

„Na, so schlimm ist es ja auch wieder nicht!“ sagte Andrei lächelnd und führte uns in das Haus. Wir betraten ein großes Zimmer und waren überrascht: Es war bis oben hin mit ausgestopften Tieren vollgestellt. Hier standen die verschiedenartigsten Tiere, angefangen

bei Sauen und Wölfen und endend bei Eichhörnchen und Igel und einer Menge großer und kleiner Vögel.

Alle Tiere hatten lebendige, natürliche Stellungen. Es schien, als könnten sie jeden Augenblick davonlaufen oder aus dem Zimmer fliegen. Hier war außerordentlich umfangreiches Material zusammengetragen worden; es war fast unwahrscheinlich, daß ein Mensch all das im Laufe nur eines Jahres geschafft haben sollte.

„Das ist ja eine ausgezeichnete Sammlung!“ lobten wir aufrichtig. „Hier sind wahrscheinlich schon alle Tiere des Belowesher Urwaldes vertreten, nicht wahr?“

Andrei lächelte. „Ja, ich glaube, alle, außer den allerwinzigsten Vögeln. Davon gibt es in unserem Urwald eine Unmenge, und jeder ist von einer anderen Art. Für diese Tierchen bin ich ein schlechter Spezialist. Ich kann mir unter Wölfen und Luchsen mehr vorstellen.“

Andrei bat uns in seine Wohnung, damit wir dort nach dem Weg etwas ausruhen konnten. Er wohnte im gleichen Haus in einer kleinen, sehr sauberen und gemütlichen Wohnung. An den Wänden hingen Bilder und Musikinstrumente: eine Gitarre und eine Mandoline. Es stellte sich heraus, daß Andrei ein großer Musikliebhaber war.

Wir forderten ihn natürlich sofort auf, uns etwas vorzuspielen. Andrei stimmte mit Freuden zu.

Er spielte ohne Noten, nach dem Gehör, aber sehr gut. Er trug einige Walzer und melodische weißrussische Lieder vor.

„Das ist alles, was ich kenne“, sagte er lächelnd zum Abschluß.

„Nun trinken wir ein wenig Tee, und dann könnte es nicht schaden, wenn wir schon auf den Schnepfenstrich gingen.“

Nach dem Tee machten wir uns auf den Weg zum Schnepfenstrich. Unmittelbar neben dem Haus begannen die außerhalb des Naturschutzgebietes gelegenen Wälder, in denen man ausgezeichnet jagen konnte.



Wir gingen in ein Gehölz, über einen kleinen Waldpfad, und kamen dann auf eine große Lichtung. Sie senkte sich zu einer versumpften Mulde, durch die jetzt laut und schäumend ein Frühlingsbach lief.

Wir zerstreuten uns an den Rändern der Lichtung, um den Beginn des Schnepfenstrichs abzuwarten.

Der Schnepfenstrich ist eine der schönsten Jagden. In der Dämmerung, nach Sonnenuntergang, beginnen die Waldschnepfenmännchen, auf der Suche nach einem Weibchen, über Gehölze und schneefreie Lichtungen zu fliegen. Während das Männchen langsam über den Wald fliegt, stößt es einen charakteristischen auffordernden Ruf aus.

Während dieser Zeit sitzt das Weibchen gewöhnlich irgendwo auf einer schneefreien Lichtung auf der Erde. Wenn es das Männchen bemerkt hat, fliegt es kurz auf und setzt sich dann sofort wieder auf den Boden. Hat das Männchen das Weibchen erblickt, stößt es wie ein Pfeil darauf zu.



Für den Schnepfenstrich muß man den Wald sehr gut kennen, um eine Stelle zu finden, an der die Waldschnepfen, vor allem in der Dämmerung, fliegen oder, wie die Jäger sagen, an der sie gut „streichen“.

Andrei war schon mehrere Tage vor unserer Ankunft immer während der Dämmerung in den Wald gegangen, um die besten Plätze für die Jagd ausfindig zu machen. Er versicherte uns, daß gerade diese Lichtung ein ausgezeichneter Ort für die Jagd sei.

In Erwartung des Jagdbeginns setzten wir uns auf Baumstümpfe nieder. Es blieb noch ungefähr eine Viertelstunde bis zum Sonnenuntergang. Das Wetter war herrlich.

Die untergehende Sonne sank wie ein roter Feuerball immer tiefer. Jetzt berührte sie schon die Wipfel der jahrhundertealten Kiefern des Belowsher Urwaldes. Aus dem Wald ertönte der nicht verstummen wollende Drosselsang. Ringsum setzten sich Finken und andere Vögel auf die Zweige der Bäume und begannen zu zwitschern. Die Frösche quakten in den Sumpfniederungen, und weit her vom Waldessaum war ein leises Kollern zu hören, als ob dort ein Bächlein murmelte. Das waren die Birkhühner, die anfangen zu balzen. Nun verschwand die Sonne hinter dem Wald, und sofort fielen leichte Abendschatten auf die Umgebung. Alle Farben wurden blasser, matter, weich und etwas bläulich. Nur im Westen war der Himmel noch grellrot, und die jahrhundertealten Kiefern hoben sich, wie mit Tusche gezeichnet, scharf von ihm ab.

Die Vögel verstummten allmählich, im Wald wurde es stiller, nur in den Niederungen plätscherte das Wasser nach wie vor helltönend, und die Frösche sangen ihre Serenaden noch lauter als zuvor.

Die Zeit des Schnepfenstrichs näherte sich. Wir nahmen nur als



Beobachter ohne Gewehre an dieser Jagd teil, waren aber sicher nicht weniger aufgeregt als die Jäger selbst, die wir gut sehen konnten.

Etwa hundert Schritt von uns entfernt stand Nikolai Sergejewitsch und noch etwas weiter Andrei. Wladimir ging an das andere Ende der Lichtung, zu dem Bach in der kleinen Niederung.

Es wurde mit jeder Minute dunkler. Ringsum begann alles zu verschwimmen: Die Umrisse der einzelnen Sträucher und Bäume verloren sich allmählich in der durchsichtigen Bläue der Frühjahrsdämmerung.

Nicht weit von uns surrte der erste Maikäfer und umkreiste die grünenden Birkenzweige. Er flog, drehte sich, setzte sich dann auf einen der Äste und schwang auf ihm hin und her wie auf einer Schaukel.

Wir beobachteten den Käfer und lauschten gleichzeitig, ob nicht schon irgendwo eine Waldschnepfe zu rufen begänne.

Plötzlich blitzte am anderen Ende, an dem Wladimir stand, ein

Balzende Birkhühner



Feuer auf, noch eines, und dumpf verhallten zwei Schüsse im Wald. Die Jagd hatte begonnen.

In der Ferne ertönte ein kurzes, charakteristisches Pfeifen: „Szik, szik.“ Nach einer Sekunde wieder: „Szik, szik . . .“ Diesmal schon lauter und vernehmlicher. Das bedeutete, daß die Waldschnepfen auf uns zu flogen.

Wieder erklang dasselbe kurze Pfeifen, und gleich darauf ertönte ein heiserer Kehllaut: „Chor, chor . . . chor, chor . . .“

Eine Waldschnepfe tauchte aus den Baumwipfeln auf. Sie flog, nur selten mit den Flügeln schlagend, langsam und gleitend, sie strich wirklich über den Wald. Ihr langer, gerader Schnabel war nach unten gerichtet und hob sich in der Dämmerung deutlich ab.

Das Waldschnepfenmännchen zog über uns dahin und flog dann in Nikolai Sergejewitschs Richtung. Wir beobachteten, wie dieser sich bereitstellte, dann das Gewehr emporwarf und zielte.

Ein Schuß, ein zweiter. Nikolai Sergejewitsch blieb stehen, er ging nicht, um das Wild aufzuheben; er hatte also gefehlt. Nach Nikolai Sergejewitsch schoß Andrei; offenbar mit dem gleichen Erfolg.

Die Schatten verdichteten sich schnell. „Sollten wir wirklich diesmal nichts schießen?“

Da ertönte wieder ein Schuß, von Andrei abgefeuert. Danach gleich zwei zugleich: ein Schuß von Nikolai Sergejewitsch und einer von Wladimir. Nach einer Sekunde noch einmal.

Eine Waldschnepfe strich dicht an uns vorbei. „Wie schade, daß wir kein Gewehr bei uns haben!“

Die Waldschnepfen begannen eine hinter der anderen herzustreichen. Sie flogen in verschiedenen Richtungen, die einen am Rand der Lichtung entlang, die anderen quer durch den Wald. Sie flogen oft zu zweit und jagten einander, als ob sie in der Luft spielten.

Hin und wieder ertönten Schüsse. Das Echo trug sie dumpf durch die schlafenden Waldausläufer.



Schließlich wurde es vollkommen dunkel. Der Himmel war mit Sternen übersät. Die Abendröte war längst erloschen, nur ein schmaler Himmelsstreifen im Westen leuchtete noch zartgrün.

Es war unmöglich weiterzuschießen. Die Jagd war zu Ende. Aber die Waldschnepfen strichen immer noch. Hin und wieder ertönten ihre charakteristischen Lockrufe von dem dunklen Himmel.

Wir sammelten uns alle an einer verabredeten Stelle, an einer Ecke der Lichtung. Die Jäger waren gutgelaunt und aufgeregt. Jeder hatte in seinem Sack mehrere erlegte Waldschnepfen. Es gab viel von den Erlebnissen zu erzählen.

Erst spät, als es schon Nacht war, kamen wir in Andreis Häuschen zurück. Wir aßen schnell eine Kleinigkeit und legten uns schlafen. Wir hatten nur noch knapp zwei Stunden Zeit für den Schlaf; denn wir wollten schon lange vor der Dämmerung auf die interessanteste Frühjahrsjagd gehen, die Auerhahnbalz.

Die Auerhahnbalz

Wir erwachten lange vor Tagesanbruch, standen auf, zogen uns an und machten uns auf den Weg zur Balz.

Wir folgten Andrei auf einem ausgetretenen Waldweg. Der Urwald schien noch zu schlafen. Über dem Wald lag der dunkle Nachthimmel, an dem die Sterne blitzten und funkelten. Nur im Osten begann ein schwaches, den Morgen ankündigendes Licht den Himmel zu erhellen, und ganz tief über dem Horizont brannte die Venus mit einem blauen Feuer wie ein riesiges nächtliches Glühwürmchen.

Wir durchquerten ein Gehölz, dann ein mit Kiefernwald beständenes Jagen und kamen zu einem Waldsumpf, der vollkommen mit Moos, Beerensträuchern und niedrigen Krüppelkiefern bewachsen war. In der Mitte des Sumpfes erhob sich wie eine Insel ein langer, abschüssiger Hügel, auf dem alter Kiefernwald stand. In dem Halbdunkel des beginnenden Morgens sah er wie der ausgezackte Rücken eines sich duckenden Ungeheuers aus.

Wir blieben am Rand des Sumpfes stehen und horchten.

Kein Laut drang aus dem schlafenden Wald an unser Ohr. Der Urwald war noch nicht erwacht. Es war aber schon überall zu spüren, daß die Nacht zu Ende ging. Vor unseren Augen verschwand ein Stern nach dem anderen von dem heller werdenden Himmel, an dem sich nunmehr vom Osten her fächerförmig breite helle Streifen ausbreiteten. Es wurde immer heller. In der Nähe zwitscherte schlaftrunken irgendein kleiner Vogel, und über dem Wald meckerte eine Bekassine wie ein junger Hammel.

„Psssst...“, flüsterte Andrei plötzlich. „Hören Sie, dort am Rand des Sumpfes...“, und er deutete mit der Hand auf einen bewaldeten Hügel.

Wir lauschten aufmerksam. Nein, es war nichts zu hören.

„Kommen Sie etwas näher heran“, flüsterte Andrei uns zu.

Wir gingen noch etwa dreißig bis vierzig Meter hinter ihm her, möglichst ohne zu knacken oder überhaupt Geräusche zu verursachen.

Dann blieben wir wieder stehen und lauschten. Irgendwo, noch entfernt, hörten wir seltsame Laute. Es schien, als ob jemand in der Ferne leise mit einem Stock an einen trockenen Baumstamm klopfte: „Tuk-tuk, tuk-tuk, tuk-tuk...“ Dann ging dieses immer häufiger wiederkehrende Klopfen in einen Laut über, der bald wie Knarren, bald wie Knacken klang: „Tuk-tuk, tuk-tuk, tuk-tuk, tuk-tuk, tu-tu-tutrrrrrrrr!“ Es folgte eine Pause, nach der diese seltsamen, leisen Laute erneut zu erklingen begannen.

Wir wußten schon, daß dies das Balzlied des Auerhahns war, das er im Frühling singt.

Während des Balzens muß man sich an den Sänger heranschleichen. Der Auerhahn ist ein hellhöriges Tier, und für gewöhnlich ist es sehr schwer, an ihn heranzukommen. Im Frühjahr aber, wenn er balzt, kann man sich ihm gut nähern und mit den Zweigen knacken. Während eines bestimmten Teils seines Balzliedes ist der Auerhahn nämlich so gut wie taub für seine Umgebung, so daß man sogar einen Schuß abfeuern kann, ohne daß er das bemerkt.

In dem Augenblick aber, in dem der Sänger sein Lied abbricht, muß man sofort ruhig sein, stillstehen und darf sich nicht mehr bewegen. Er nimmt dann die kleinste Bewegung und das leiseste Geräusch wahr, bemerkt einen und fliegt davon.

Es kommt vor, daß ein Jäger in dem Augenblick, da der Auerhahn sein Lied abbricht, gerade einen Schritt tun will, ein Bein anhebt.

Dann muß er auf einem Bein stehenbleiben, bis der Auerhahn von neuem zu singen beginnt. Wenn er sich auch nur leicht bewegt, ist seine Sache verloren.

Wir kannten diese Bedingungen gut und waren nun bereit, uns an den unsichtbaren Sänger heranzupirschen. An Stelle von Gewehren trugen wir Fotoapparate. Wir wollten versuchen, diesen schönen Vogel während des Singens aufzunehmen, während Nikolai Sergejewitsch den Balzplatz besichtigen wollte, um zu überprüfen, wie viele Auerhähne auf ihm balzten. Andrei winkte uns zu sich heran. „Gehen Sie zu diesem“, flüsterte er, „aber hasten Sie nicht so. Ich führe Nikolai Sergejewitsch noch weiter.“

Wir benutzten den Augenblick, in dem der Auerhahn wieder zu balzen begann, und taten den Schritt von unserem kleinen Weg in den Sumpf. Die Äste knackten laut, und das Wasser gluckste unter unseren Füßen. Wir blieben sofort wie angewurzelt stehen: Jetzt wird er sicher aufhören zu balzen und davonfliegen!

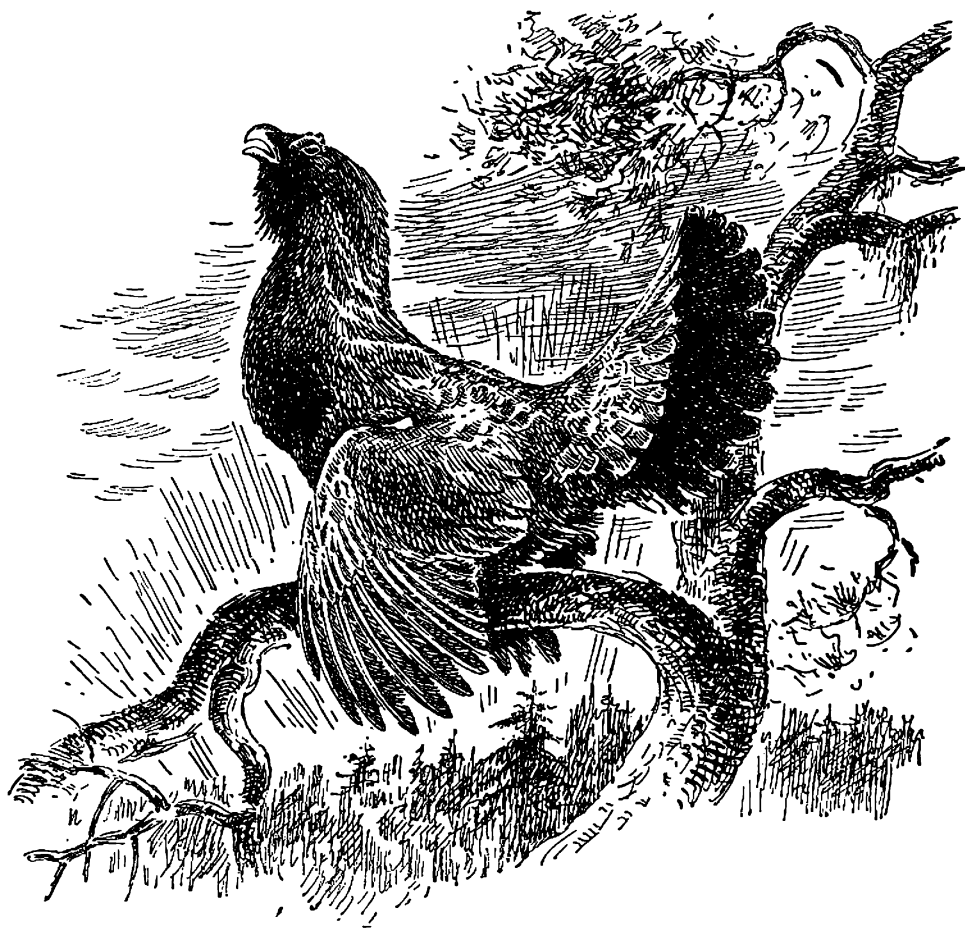
Es verging eine Sekunde, noch eine, da ertönte das Auerhahnlied wieder in der Ferne. Wir atmeten erleichtert auf und schlichen uns weiter durch den Sumpf.

Wieder knackten die Äste unter den Füßen. Es erschien einfach unwahrscheinlich, daß dieser sonst so hellhörige Vogel in der Hitze des Balzens gar nichts hörte.

Wir waren schon ganz nah herangekommen. Der Auerhahn sang in den nächststehenden jungen Kiefern. Aber nun zerbrach plötzlich unter unseren Füßen ein trockener Ast. Er knackte so laut, als hätte jemand geschossen.

Wir standen wieder wie erstarrt: Nun würde er bestimmt davonfliegen! Nein, er begann wieder zu balzen.

Wir taten noch einen Schritt vorwärts und noch einen zweiten. Wo saß der Vogel? Wir spähten vorsichtig aus unserm Kieferngebüsch hervor.



Vor uns lag ein offener kleiner Sumpf, in dessen Mitte eine niedrige Krüppelkiefer stand. Auf ihrem Wipfel bewegte sich etwas Dunkles, Lebendiges. Das war ja der Auerhahn! Er hatte uns die Seite zugekehrt. Die Umrisse des großen Vogels hoben sich deutlich von dem rosenfarbenen Morgenhimmel ab.

Der Auerhahn machte einen Schritt auf dem Ast, hob den Kopf und schnalzte einmal, ein zweites Mal: „Tu-tuk, tu-tuk.“

Er stand mit stolz erhobenem Kopf und gespreizten Schwanzfedern und war sehr schön anzusehen! Er schnalzte einige Zeit, senkte dann den Kopf und streckte ihn an dem Ast entlang vor. Nun ertönten seltsame, halb glucksende, halb schnalzende Laute aus seiner Kehle.

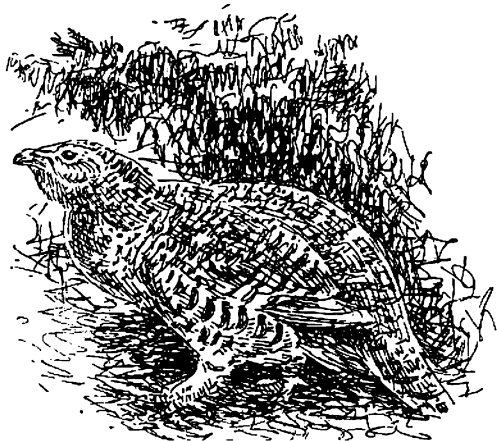
Wir standen mit angehaltenem Atem sehr nah an der Kiefer, auf der der Auerhahn balzte, und erfreuten uns an dem schönen Anblick dieses gefiederten Waldriesen. Er aber ahnte nichts von unserer Anwesenheit und sang ein Lied nach dem anderen.

Die Morgenröte hatte sich schon weit über den Himmel verbreitet. Rosaschimmerndes Licht ergoß sich über den Sumpf, und die alten Kiefern auf dem Hügel entbrannten in den ersten Sonnenstrahlen wie riesige Wachskerzen.

Der Urwald war schon lange erwacht. Man hörte von allen Seiten grimmiges Schnauben, Brummen von Birkhühnern, das Klopfen der Spechte und vielstimmiges Gezwitscher kleinerer Vögel.

Alles belebte sich, alles begrüßte freudig den heiteren Frühlingsmorgen.

Aber in der Mulde, in der unser Auerhahn balzte, war es noch dämmerig. Die Sonnenstrahlen waren noch nicht bis hierher gedrunken, und ein bläulicher Nebel hüllte die Erde ein.



Wir hielten die Fotoapparate bereit und warteten nur auf den Augenblick, in dem die Sonne den balzenden Auerhahn bescheinen würde.

Plötzlich ertönte ganz in unserer Nähe lautes Flügelschlagen, und ein schwerer, bunter Vogel setzte sich auf die Lichtung neben der Kiefer, auf der der Auerhahn balzte.

„Kwoch, kwoch, kwoch, kwoch...“, ertönte sein Lockruf. Eine Auerhenne war zu dem balzenden Männchen geflogen. Im gleichen Augenblick löste sich der Auerhahn geräuschvoll von dem Baum und setzte sich neben der Auerhenne auf die Erde.

Er blähte sich noch mehr, spreizte seine Schwanzfedern wie einen Fächer, klappte die Flügel herunter und spazierte wie ein großer Puter um die Auerhenne herum, während diese mit hoherhobenem Kopf auf der Stelle stehenblieb und aufgeregt ihren glucksenden „kwoch“-Ruf ausstieß.

Jetzt brach endlich ein goldener Strahl der Morgensonne durch die grünen Kiefernzweige, spielte auf dem Boden und erhellte die Bäume in dem Sumpf mit warmem, rosigem Licht.

Der Nebel geriet in Bewegung und stieg wie eine bläuliche Rauchfahne empor; er gab die Erde frei, die von Tautropfen rein gewaschen unter ihm lag.

Ringsumher war mit einemmal alles hell, begann zu glänzen und zu funkeln. Und auf dieser vom Morgenlicht übergossenen Lichtung spazierten dicht vor uns voll fröhlicher Erregung die beiden großen Wildvögel.

Die Verschlüsse unserer Fotoapparate schnappten laut. Im gleichen Augenblick erhoben sich Auerhahn und Auerhenne mit betäubendem Knattern vom Boden und flogen mit vorgestreckten langen Hälsen, schnell mit den kurzen kräftigen Flügeln schlagend, zu einem mit Kiefern bestandenen Hügel, der in der Ferne zu sehen war.

Endlich konnten wir wieder frei atmen und unsere bei der langen Anspannung eingeschlafenen Arme und Beine wieder ausstrecken.

In angeregter Unterhaltung kehrten wir zu dem Waldweg zurück, auf dem Nikolai Sergejewitsch und Andrei uns schon erwarteten. Sie waren inzwischen den ganzen Sumpf abgegangen und hatten mehr als zwanzig balzende Auerhähne gezählt.

„Ringsum schnalzt und singt es!“ sagte Nikolai Sergejewitsch aufgeregt. „Dabei haben noch nicht einmal alle angefangen zu balzen, jetzt singen ja nur die Alten. Etwas später im Frühjahr beginnen auch die Jungen. Dann wird erst ein Schnalzen anheben! . . . Unser tüchtiger Andrei achtet gut auf die Balzplätze! In sein Gebiet wird kein Wilderer eindringen!“

Andrei lächelte nur als Antwort und schüttelte den Kopf.

Wir gingen durch einen Sumpf an einen mit alten Kiefern bestandenen Hügel und hielten uns dann an seinem Rand auf.

Die Sonne stand schon sehr hoch und übergieß alles in der Umgebung mit ihrem Licht.

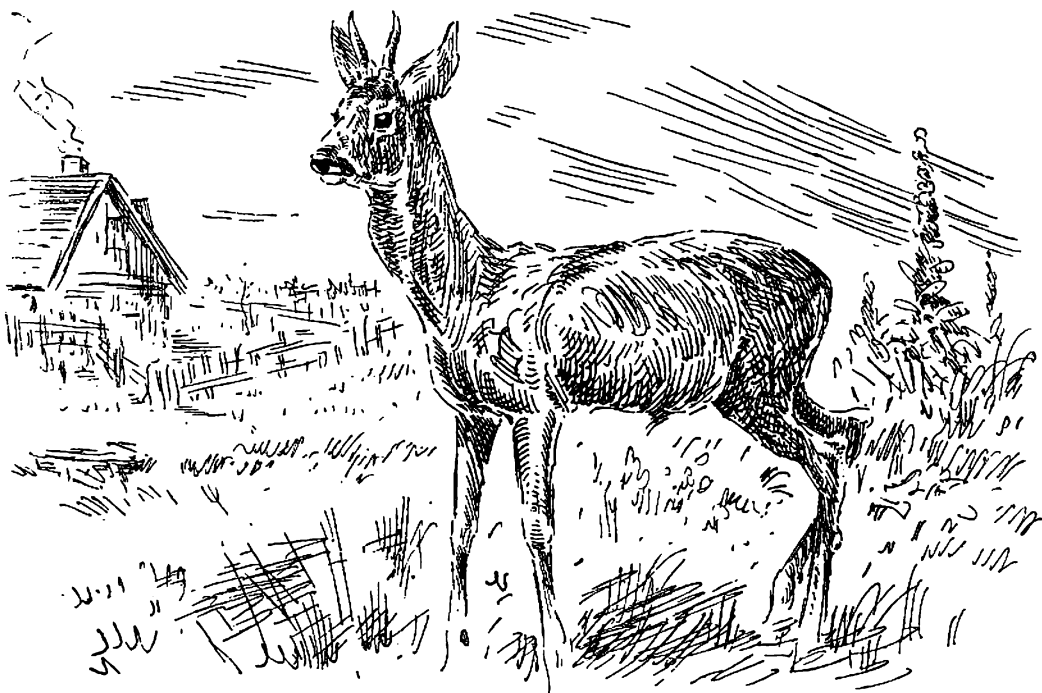
Die Vögel sangen nicht mehr nur vereinzelt, sondern ihr Gezwitscher schallte schon durch den ganzen Wald. Plötzlich hörten wir inmitten all dieses Lärmens, Pfeifens und Zwitscherns noch einmal klar das bekannte Schnalzen eines balzenden Auerhahns.

„Hören Sie, wie er singt.“ Andrei hielt uns an.

„Dort, dort sitzt er!“

Wir blickten hinauf. Da saß hoch über dem Wald, auf dem äußersten Wipfel einer hundertjährigen Kiefer, ein Auerhahn. Er war von Sonnenlicht übergossen und erschien nicht mehr schwarz, sondern feurig-golden. Der gefiederte Waldriese begrüßte mit seinem Lied ebenfalls die Sonne und den herrlichen Frühlingsmorgen. Wir erfreuten uns lange an seinem Anblick und gingen dann leise weiter, um den Sänger nicht zu erschrecken.

Schließlich hatten wir den Sumpf hinter uns und gingen über eine breite Waldschneise zum Haus zurück.



Abfahrt

Wir fuhren noch am selben Tag, nachdem wir uns von Andrei verabschiedet hatten, mit Nikolai Sergejewitsch und Wladimir aus dem Forstrevier von Jassen zurück in die Verwaltung des Naturschutzgebietes. Abends sollten wir schon mit dem Auto zum Bahnhof und von dort aus nach Moskau weiterfahren. Wir verspürten wenig Lust, aus dieser freien Ungebundenheit wieder in die Stadt zurückzukehren!

In der Verwaltung erwartete uns schon Ljubow.

Wir setzten uns alle zum Mittagessen an den Tisch, unterhielten uns angeregt und erinnerten uns des herrlichen Frühlingsmorgens auf dem Auerhahnbalzplatz im Wald.

„Und mich haben Sie nicht mitgenommen. Ich habe gar nichts gesehen!“ Ljubow lächelte betrübt. „Ich habe den ganzen Morgen über hier im Garten gegraben; ich möchte gern Blumen pflanzen.“

Sie sah aus dem Fenster und schrie plötzlich froh auf:

„Mischka! Mischka ist gekommen!“

Wir wandten uns alle zum Fenster.

Ein großer, ganz grauer Rehbock, mit einem kleinen Gehörn auf dem Kopf, spazierte zwischen den frisch gegrabenen Beeten des Vorgartens umher, beschnüffelte die Erde und rupfte hin und wieder an dem jungen Gras.

Ljubow öffnete vorsichtig die Balkontür und rief leise hinaus: „Mischka, Mischka!“

Der Rehbock hob den Kopf, lauschte und lief plötzlich in leichtem Galopp gerade auf die Terrasse zu.

Nach einigen Sekunden stand er schon neben uns am Tisch, streckte den Hals vor und sah auf den Tisch. Er war sehr groß, schon vollkommen erwachsen. Ein sehr schönes Tier! Kopf, Hals und Läufe waren wie gemeißelt, und er hatte dunkle, große Augen, wie zwei große reife Kirschen. Auf Mischkas Stirn stand schon ein richtiges kleines Gehörn.

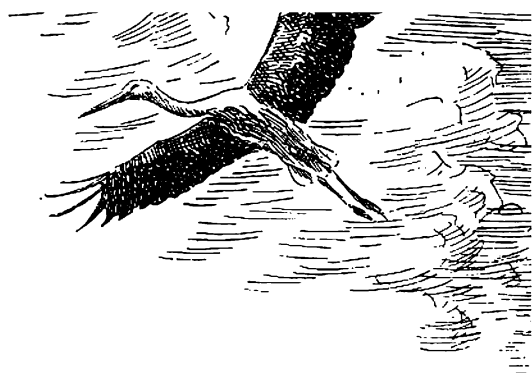
Mischka erhielt von Ljubow seine Portion Knabberwerk, stapfte noch ein wenig um den Tisch herum und sprang dann plötzlich, völlig unerwartet, auf den Diwan, legte sich darauf nieder und kringelte sich wie eine Kuchenbrezel zusammen.

„Das fehlt gerade noch!“ Nikolai Sergejewitsch schlug empört die Hände zusammen. „Jag ihn vom Diwan herunter!“

Ljubow protestierte: „Laß ihn doch liegen. Ich mache nachher mit einer feuchten Bürste alles wieder sauber.“

Vor dem Fenster schnaufte das Auto heran, das uns abholen sollte. Wir mußten uns verabschieden.

Wir traten alle auf die Treppe hinaus. Petka hüpfte aufgeregt krächzend um das Auto herum. Er wollte offenbar gern in das Innere des Wagens schlüpfen, aber die Tür war geschlossen.



„Dort ist auch ein Storch“, sagte Nikolai Sergejewitsch.

An dem blauen wolkenlosen Himmel glitt ein großer weißer Vogel immer dichter auf uns zu. Er flog sein Ziel an und ließ sich dann neben dem alten, vorjährigen Nest auf dem Schuppendach nieder.

Wir blickten uns zum letztenmal um. Die Sträucher im Vorgarten wurden bereits grün. Der richtige grüne Frühling war da!

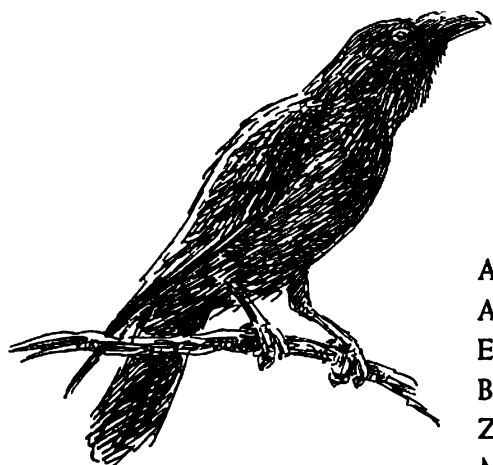
Wie ungern fuhren wir ab!

Wladimir kam in hohen Stiefeln, mit dem Gewehr in der Hand, über den Hof. Er wollte abends auf den Schnepfenstrich gehen, in den nächstgelegenen, nicht mehr zum Naturschutzgebiet gehörenden Wald.

Wir verabschiedeten uns von ihm, setzten uns in das Auto und traten unsere Heimfahrt an, noch ganz erfüllt von den lebhaftesten Erinnerungen an die Zeit, die wir im Naturschutzgebiet „Belowesher Urwald“ verbracht hatten.

Wieder trug uns das Auto, wie im vorigen Jahr, über den schon ausgetrockneten, glatten Weg. Soweit das Auge reichte, dehnten sich Felder und Waldstreifen, die, mit dem ersten Frühlingsgrün bedeckt, von blendendem Sonnenlicht übergossen waren.

Als wir über die sonnige Weite der heimatlichen Felder und Wälder blickten, kam uns unwillkürlich der Gedanke in den Sinn: Es gibt so viel Schönes in der Natur unseres großen Landes, dem kein anderes Land in der ganzen Welt gleicht!



INHALT

Aus vergangenen Tagen	5
Ankunft	14
Erste Bekanntschaft mit dem Urwald	20
Bei den Wisenten	27
Zahme Tiere im Naturschutzgebiet	42
Milka und Mischka	44
Shurka und Shorka	50
Ein schwarzer Storch	53
Petka	57
Das kleine Lumpennest	71
Wölfe	77
Gefiederte Räuber	87
Ein neuer Anwohner	104
Besuch aus Nikor	111
Ein spaßiger Zwischenfall	129
In der Waldhüterhütte	133
Das Schreien der Hirsche	141
Ein seltsamer Fund	148
Haselhühner	157
Vierbeinige Gäste	165
Im Schnee	167
An der Futterraufe im Wald	180
Mit Fähnchen gegen die Wölfe	185
Frühling	194
In Pererowo	201
Im Forstrevier von Jassen	209
Die Auerhahnbalz	216
Abfahrt	223

Aus dem Russischen übersetzt von Helle Kronenberg

Titel der Originalausgabe: „В детстве и юности“

Schutzzumschlag, Einband und Textillustrationen: Fritz Bäuerle

Ausstattung: Atelier Kinderbuch

Redaktion: Erna Reichert

Korrektor: Heinz Hoffmann

Alle Rechte vorbehalten

Lizenz-Nr. 304-270/111/55

Satz, Druck und Einband: Karl-Marx-Werk, Pößneck, V 15/30

Bestell-Nr. 3229 - 4. Auflage / 71.—90. Tausend 1953

Für Leser von 12 Jahren an

